

Christenham

oder

Gott und Natur

nur

Eins durch das Wort.



## ***Vorwort.***

Wer den Titel dieses Werkchens sieht, wird sich über den Ausdruck — Christenthum — wundern und meinen, es werde — das Christenthum — heißen müssen. — Der Verfasser war anfangs auch der Ansicht; als er aber zur Ausarbeitung schritt, so stand das Christenthum so universell, so groß und allumfassend vor ihm, daß es ihm genügend schien, sich auf seine Ansichten zu beschränken und zu sagen, das, was ich auszusprechen vermag, ist wohl Christenthum, aber nicht das Christenthum in seiner unermeßlichen Erhabenheit und Bedeutung.

Dieses vorausgeschickt, wird der Leser dem Verfasser nicht verübeln, daß er sich nicht auf die ganze Symbolik des Lebens Christi eingelassen und bloß einzelne Lichtpunkte desselben erwählt, um solche in möglichster Gediegenheit aufzufassen und dem christlichen Publikum vorzulegen; Diese Lichtpunkte aber sind gerade diejenigen, die in andern religiösen Schriften am seltensten berührt und auseinandergesetzt werden. Es ist daher vorzusehen daß die Neuheit einiger Ideen anfangs überraschen, bei näherer Prüfung aber sicherlich für ächt befunden werden muß, weil diese Ideen mit dem Gange der Bibel übereinstimmen, und nichts darin enthalten ist, was den canonischen Gesetzen der Evangelien und der Propheten, auf denen das Christenthum ruht, entgegen wäre. Aus diesem Grunde übergiebt der Verfasser diese Blätter mit frohem Muthe dem Publikum, indem er voraussieht, es werde Manchem ergehen, wie ihm, daß er Freudigkeit empfindet, wenn er sich sagen kann: Das, was ich habe, ist, wenn auch nicht das Christenthum in seiner unendlichen Fülle, doch — Christenthum, das mich befähigt, in den Tempel der allumfassenden Allgemeinheit

zu dringen, aus welcher die christliche Kirche ihre Lehre geschöpft hat.

Vom Einzelnen aus muß der Staubgeborne die Allgemeinheit suchen. Auf diesem Wege gewinnt er eine Sicherheit, wo er sich sagen kann: Die Lichtpunkte, die ich jetzt schaue, sind Lichter des Himmels, die mich führen können zum glanzumstrahlten Aufenthalt jener Bewährten, die im Geiste unsrer erhabenen Religion das Ziel ihres Daseins erreicht. Wahrheit, Gott und Ewigkeit ist des Menschen Ziel, darum soll Jeder ringen und streben, damit ihm das Zeugniß einst werde, nicht umsonst gelebt zu haben. Zu diesem Zwecke übergibt der Verfasser das Folgende dem Publikum und überläßt sich der frohen Hoffnung von unbefangenen Lesern nicht mißverstanden zu werden.

## ***Einleitung.***

Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.

Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgethan;

Auf diesen zwei Versen ruht die Probe und das Praktische des Christenthums; denn um zu empfangen, muß man bitten; um zu finden, suchen, und, damit, uns aufgethan werde, anklopfen lernen.

Das Anklopfen muß sich auf eine technische Thätigkeit beziehen; denn es hieße dem gesunden Menschenverstande zu Viel zugemuthet, ihn glauben machen zu wollen, es sei nur gleichnißweise gesprochen, und man könne mit Gedanken und Gefühlen, oder sogar mit Gebeten anklopfen. — In den ersten Zeiten des Christenthums schlugen die Bekenner desselben, um den Geist zu wecken, sich oft mit der flachen Hand, oft auch mit der Faust auf die Brust und ließen sie, wenn der Geist erregt war, lange darauf liegen, um desto länger und sicherer seinen Einfluß zu empfinden. Die Juden wenn sie den Herrn beleidigt hatten und in Bedrängniß waren, schlugen sich auf die Hüfte, um sich desto eher wieder mit ihm zu versöhnen.

Bei dem Suchen sind zwei Dinge zu berücksichtigen: erstens wo, und zweitens was wir suchen. — Wenn wir den Geist des Christenthums kennten, würden wir hierüber nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. So aber müssen wir, wenn auch nicht jetzt, doch in der Folge, den Versuch machen, den Leser hierüber aufzuklären.

Die Bitte scheint eine förmliche Kunst in sich zu schließen, wenn es sich bewähren soll, daß Jedem, der da bittet, gegeben wird. — Was wäre das für eine Kunst? — Wie ließe sie sich erlernen?

Der Mensch bittet. Ihm wird gegeben. — Wer aber giebt? — Antwort: Gott. Sobald Jedem, der da bittet, gegeben wird, so ist Gott, der Geber, nicht mehr frei, sondern zum Geben gezwungen.

Wie wäre das? — Kann der Geber zum Geben gezwungen werden? — Und wer zwänge ihn? — Etwa die Bitte? — Dann wäre der Geber an die Bitte gebunden und entbehrte jeder Freiheit. Der Bittende aber hätte volle Gewalt, insofern der Geber von der Bitte abhängig wäre.

Nach Menschenweise betrachten wir eine Bitte als auf keinem Rechtsgrunde beruhend, wo der Geber, bei aller Billigkeit der Bitte, bewilligen oder abschlagen kann. In dieser Kategorie ist der Geber frei, der Bittende aber einer planlosen Willkühr ausgesetzt.

Der Mensch bittet; Gott gewährt. — Gott ist unbedingt frei, denn in Ihm ist Macht und Weisheit. Der Mensch aber muß auch frei sein, wenn er ein treues Ebenbild Gottes darstellen soll.

Der Mensch ist frei, und darin besteht sein natürlicher Adel. Gott aber kann nicht minder frei sein, sonst begiebt er sich seiner Vaterschaft und Macht, und das Geschöpf steht über ihm.

Das Geschöpf über dem Schöpfer! — Das Instrument über dem Verfertiger! — Wie lassen sich diese Ansichten mit dem Wesen Gottes und der Freiheit des Menschen vereinigen, ohne diesem oder jenem zu nahe zu treten?

Der Mensch ist frei; denn so er bittet, wird er empfangen; Gott aber, der ewige Geber, hat seine Gaben, das heißt, seinen Geist, in die Schöpfung ausgegossen und für denselben im Innern des Menschen einen Attractionspunkt gemacht, in welchem sich die Strahlen des Schöpfers sammeln und das Geschöpf auf's Engste mit ihm verbinden. Dem zu Folge hat Gott in seiner unendlichen Güte Alles

im Voraus gegeben, und der Mensch braucht sich nur geschickt zu machen, sich an diese göttlichen, schon im Voraus hinterlegten Gaben mit seiner Bitte zu wenden und dadurch sein Eigenthumsrecht geltend zu machen.

Bitten müssen wir lernen, aber nicht nur mit dem Munde, sondern im Geiste und in der Wahrheit, dann wird uns sicherlich gegeben. — Schöpfen müssen wir können aus dem ewigen Lebensmeere, das um uns, in uns und in allen Regionen fließt, dann sind wir des Daseins Meister und sehen, da unser Erbtheil unerschöpflich ist, immer neuen Gaben entgegen.

Diese Schätze sprechen nichts Anderes aus, als jene biblischen Verse — bittet, so wird euch gegeben zc. —

Wofern die zwei Verse canonische Wahrheit in sich haben, so sind die angeführten Sätze auch wahr, und der Mensch besitzt eine Freiheit, worüber er nur dankerfüllt staunen, die er aber selten ganz begreifen kann. — In der Kunst zu bitten, zu suchen und anzuklopfen liegt das große Geheimnis der Menschheit verborgen, und wir haben Nichts zu thun, als diese Kunst zu lernen und zu üben, um unser Leben zu einem Paradiese zu machen.

## ***Das Gleichniß.***

In der Residenzstadt Z....t lebte Doctor Wehrmann, der sich von Jugend auf den Wissenschaften mit Eifer gewidmet, auf der Universität die Theologie studirt und sich das Doctor-Diplom erworben hatte. Er besaß neben seinem Hange zu philosophischen Studien noch eine besondere Vorliebe für bildende Künste, in deren Critik er es so weit gebracht, daß er im Stande war, bei Untersuchung eines Kunstwerks den Grad der Begeisterung zu

fühlen, worin sich der Künstler befunden, als er dasselbe verfertigte. Dieses gab ihm Veranlassung, die Theologie, hauptsächlich das Christenthum, auch als eine Kunst zu behandeln, die, wie jede andere Kunst, ihre wissenschaftliche Grundlage habe, in der Ausübung aber rein productiv sei. — Nach vollendeten Studien fiel ihm eine bedeutende Erbschaft durch den Tod eines Onkels zu, worauf er sich entschloß, als Privatmann zu leben, um seinen Durst nach Erkenntnissen ungehindert befriedigen zu können. Durch unermüdetes, aber unbefangenes Forschen gewann er in Beziehung auf Religion und Philosophie, die sich nach seinen Begriffen nicht trennen lassen, eine solche Sicherheit des Urtheils, daß ihm Dinge, die Andern noch fest verschlossene Räthsel waren, so klar wurden, wie das helle Tageslicht. — Auf diese Weise lebte er unter den Residenzbewohnern zum Theil verkannt, zum Theil aber auch als ein Mann geehrt, der Jedem, der darnach strebte, die Quelle der Wahrheit zu zeigen Muth und Fähigkeit besaß. — Er hatte sich auch zur Pflicht gemacht, überall, wo sich Gelegenheit bot, über höhere Wahrheiten zu sprechen, um, wenn auch nicht die Menge, doch hie und da einen Einzelnen aus der Finsterniß zum Lichte zu führen.

Eines Abends befand er sich bei Hofrath Weller, wo eine Gesellschaft aus lauter Männern sich zu einem Nachtessen versammelt hatte, welches zur Gedächtnißfeier eines philanthropischen Vereins gegeben wurde. Das Gespräch drehte sich um mancherlei Gegenstände, welche das allgemeine Wohl in industrieller, wissenschaftlicher, sozialer und politischer Beziehung betrafen. Als man Alles erschöpft zu haben meinte, äußerte Eines der Mitglieder, daß die edle Absicht des Vereins niemals erzielt werden könnte, so lange das religiöse Prinzip nicht auf festern Grundlagen ruhe, und der Vernunft hierin die gehörigen Rechte eingeräumt seien.

Man kann leicht denken, daß ein solcher Ausspruch die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich gezogen und eine weitläufige Debatte herbeigeführt haben werde. — Die Anwesenden waren lauter Christen, und dennoch herrschte eine Verschiedenheit der Ansichten, als spräche man über die Religion der Ureinwohner

von Mexico — Einer sprach der Vernunft jedes Urtheil über religiöse Untersuchungen ab. — Ein Anderer behauptete, daß sie allein die Religion ausmache. — Ein Dritter äußerte: Die Religion sei gerade nicht Sache der Vernunft, doch müsse sie durch diese geprüft werden können. — Ein Vierter erklärte: Religion sei bei einer guten Staatsverfassung überflüssig, indem sie zu allen Zeiten weiter Nichts gewesen sei, als eine auf die Schwäche des menschlichen Gemüths berechnete Polizeianstalt um den Staatseinrichtungen sicherern Gehorsam zu verschaffen. — Ein Fünfter widersprach dieser allzu kosmopolitischen Ansicht und sagte: Religion ist nothwendig, aber die bestehende christliche Religion hat sich überlebt und erfüllt ihren Zweck nicht mehr. — Dieser Ausspruch fand gerade keine Unterstützung, wurde aber mit solchen schwachen Gründen bekämpft, daß sich Einer ermutigt fühlte, zu erklären: Um eine wohlthätige Religion herzustellen, müsse Christus ganz aus dem Spiele gelassen werden; die Zeit dazu sei gekommen, die Bahn von Geistlichen selbst gebrochen, und man dürfe jetzt nur nicht stille stehen, so werde die Zeit den alten Sauerteig von selbst auswerfen und geläuterteren Ansichten Raum verschaffen. — Auch auf diese Aeußerung, so sehr das Wesen der christlichen Religion angegriffen war, erfolgte nicht der Widerspruch, den man hätte erwarten sollen, und darum wurden die Aeußerungen nach und nach so frei, dass ein Mitglied der Gesellschaft die Behauptung aussprach:

»Das Bild Christi taue nicht mehr in die Gallerie der Zeitgeschichte, weil die Umrisse seiner Zeichnung solche Fehler enthielten, daß sie dem Auge des Laien bald nicht mehr entgehen würden.«

Auf diese Aeußerung trat eine tiefe Stille ein. — Keiner hatte den Muth, zu widersprechen, aber auch nicht Beifall zu geben. — Diese Stille benutzte Doctor Wehrmann und bat die Gesellschaft, ihm auf einige Augenblicke ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

»Die hochgeehrte Gesellschaft,« begann er, »kennt meine Liebhaberei für plastische Kunsterzeugnisse. Diese trieb mich überall hin, wo die benannte Kunst besonders im Flor war. Der Fürst von D....t hatte eine vorzügliche Sammlung solcher Kunstwerke aus



alter und neuer Zeit. Eine bedeutende Anzahl Künstler weilte beständig an seinem Hofe und befriedigte die Liebhaberei ihres fürstlichen Gönners mit aller Anstrengung des angeboren und ausgebildeten Talentes. Der Fürst kaufte Alles, was nur einigermaßen als Kunstwerk gelten konnte, und da füllte sich sein Museum, das in einem ungewöhnlich großen Saale bestand, so sehr, daß für neue Kunstprodukte kaum Platz zu finden war. Den vordern Theil des Saales nahm das ausgezeichnete Bild des Apollo von Belvedere ein und diente dem Ganzen gleichsam als Vereinigungspunkt. Die Künstler zwar drangen schon lange darauf, den großen Platz der vordern Wand auch noch mit andern Bildern ausfüllen zu dürfen, allein der Fürst wollte bisher nicht darauf eingehen. Freilich nahm das Bild, frei von aller beengenden Umgebung und auf einer zweckmäßigen Erhöhung, sich so herrlich aus, daß Jeder, der in den Saal trat, unwillkürlich zur Bewunderung dieses Sonnengottes hingerissen und von den andern Bildern abgezogen wurde. Es war also nicht nur die Absicht der Künstler, mehr Raum zu gewinnen, als vielmehr seinen so gefährlichen Nebenbuhler, wenn auch nicht zu entfernen, doch in ein minder vortheilhaftes Licht zu stellen.«

»Der Fürst, des häufigen Drängens müde, versammelte die Künstler um sich in den Saal und sprach: Apollo bleibt doch die Zierde meines Kunstmuseums. An ihm ist nicht das Geringste auszusetzen, indessen er der Absicht seines Meisters vollkommen entspricht, ihn so darzustellen, wie er die siebentönige Leier durch die sonnenbestrahlte Schöpfung erklingen läßt. — Der Fürst schwieg. — Einer der Künstler erbat sich die Erlaubnis, seine Ansichten über die Regelmäßigkeit des benannten Bildes aussprechen zu dürfen. — Jener bewilligte es, und der Künstler fing damit an, über die Richtigkeit der Umrisse einige Bemerkungen zu machen und sie in Zweifel zu ziehen. — Hier ist, sprach er, der Theil des Armes zu kurz, Rücken und Lenden haben anatomische Fehler und zwar so, daß der denkende Künstler oft sich wundern muß, wie das Bild eine solche Berühmtheit habe erlangen können. — Nachdem noch Mehrere in diesem Sinne gesprochen hatten, erwiederte der Fürst: Ich habe diese kleinen Abweichungen bisher für Absicht des

Bildners gehalten, der, um die beabsichtigte Wirkung zu erzielen, hier ein wenig verkürzen und dort ein wenig verlängern mußte. — Um Ihnen jedoch zu zeigen, daß ich nicht eigensinnig auf meinen Ansichten beharre, so fordere ich Sie auf, mir einen bessern Apollo zu liefern, und ich verspreche Ihnen, diesem hier nicht nur den Platz zu beschränken, sondern ihn aus dem Saale zu entfernen. — Einer der Künstler, und, seiner Aeußerung nach, keiner der schlechtesten, entgegnete auf Dieses:

»Herr! wenn dieser Apollo solange im Saale stehen bleibt, bis ein besserer kommt, so bleibt er ewig stehen!« —

Hier schwieg der Erzähler. — Die Gesellschaft schien betroffen, denn kein Laut eines Beifalls oder Mißfallens ließ sich hören. — Endlich frug eine Stimme: welche Anwendung aus dieser Geschichte zu ziehen sei? — Der Doctor erwiderte: »Die Anwendung zu finden, überlasse ich der Einsicht meiner geneigten Zuhörer.« — Da abermals Alles schwieg, nahm Obertribunalrath Rink, ein anerkannt gediegener Mann, das Wort und sprach:

»Wenn das Bild Christi in der Gallerie der Religionsstifter und aller ausgezeichneten Geister der Weltgeschichte so lange stehen bleibt, bis ein besseres kommt, so bleibt es ewig darin.«

Von diesem Augenblicke an bekam die Conversation der Gesellschaft eine Steilheit und einen Ernst, daß man sich unheimlich fühlte und früher, als sonst, auseinander ging. — Selbst der Abschied vom Geber des Gastmahls war nicht herzlich und dankbar, sondern gezwungen und kalt, als wenn man froh wäre, endlich des Zwanges enthoben zu sein.

## ***Der Besuch.***

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft bekam der Doctor einen Besuch von dem Steuer-Assessor Selbach, der auch der oben erwähnten Abendgesellschaft beigewohnt hatte. Er entschuldigte sich seiner Zudringlichkeit wegen, erklärte aber, daß ihm die Geschichte Apollos viel zu denken gemacht, und, da er darüber nicht in's Reine zu kommen vermöge, er den Entschluß gefaßt habe, den Erzähler selbst aufzusuchen und zu bitten, ihm die Sache ein wenig specieller zu erörtern.

Der Doctor freute sich über den Besuch eines Mannes, von dem er Nichts als Gutes gehört. Er hieß ihn sich setzen, und nachdem Beide Platz genommen, begann er:

»In der letzten Abendgesellschaft hat sich ein Geist gezeigt, der ganz von dem Gegenstande, um dessen willen man zusammengekommen war, abschweifte. Leider ist es eine gewöhnliche Erscheinung der sogenannten gebildeten Gesellschaften, daß sie, sobald von Religion gesprochen wird, leidenschaftlich werden und den Geist einer erheiternden oder belehrenden Conversation verscheuchen. — Wenn uns irgend Etwas von der Nichtreligiosität unsrer Zeit einen Beweis giebt, so ist es dieses, indem man dadurch offen bekennt, daß man von einer Sache spricht, die sich nur auf Meinung, aber nicht auf Verstand und sichern Glauben gründet.«

Der Assessor erwiederte hierauf: »Ich habe bisher die Religion bloß für eine Glaubenssache gehalten und, da Meinung und Glauben verschwistert, sogar synonym sind, so müssen nothwendig alle Ausbrüche der Meinungsverschiedenheit sich äußern, die nicht anders, als leidenschaftlich sein können.« — Der Doctor entgegnete: »Wenn Sie behaupten, Meinung und Glauben haben gleiche Bedeutung, seien synonym, so sagen Sie Etwas, das Viele mit Ihnen gemein haben, aber Jedem auf dem Wege der Forschung, statt förderlich, hinderlich sein muß. — Es ist freilich wahr, was wir meinen, können wir auch zuweilen glauben, so wie wir das, was wir zu glauben wännen, oft nur meinen. — Im ersten Augenblick

überrascht diese Idee, aber näher betrachtet, hebt sich die Synonymität von selbst auf. —

Wenn ich sage: ich glaube, des Menschen erste Pflicht sei, nach Wahrheit zu streben, so spreche ich ein positives Glaubensgesetz, eine förmliche Ueberzeugung aus; denn sagen zu wollen: ich meine, des Menschen erste Pflicht sei, nach Wahrheit zu streben, streitet so sehr gegen unser Gefühl, daß wir hier das Wort „meinen“ als völlig Nichts sagend erkennen. Selbst das Wort „wissen“ kann hier keine Anwendung finden, weil das Wissen sich auf Gehörtes, Gelehrtes und Gelerntes oder auf sinnliche Wahrnehmungen und Vorstellungen bezieht, über die wir uns klare Rechenschaft geben können, über innere Lebensgesetze aber keinen Aufschluß zu ertheilen vermag. — Es läßt sich nicht sagen: ich weiß, des Menschen erste Pflicht ist, nach Wahrheit zu streben; weil man nicht angeben kann, woher man es weiß. — Wollte Einer behaupten, er wisse es von seinen Eltern, seinem Pfarrer oder seinen Lehrern, so müßte man ihn fragen: Bist Du gewiß, daß deine Eltern, der Pfarrer oder die Lehrer sich nicht getäuscht haben? — Was könnte er antworten? Nichts, als — ich glaube an die Wahrhaftigkeit meiner Eltern, des Pfarrers und meiner Lehrer. — Ueberall, wo es sich um innere, moralische Ueberzeugungen handelt, sind wir auf den Glauben angewiesen. Keiner kann sagen, wer seine Eltern sind, weil Keiner im Stande ist, über seine Zeugung und Geburt Rechenschaft zu geben. — Aber wir werden durch die Liebe der Eltern, durch einen innern Gemüthszug an die Wahrhaftigkeit derselben gezwungen, und eine solche Gewißheit heißt dann „Glauben“. — Von Meinung kann hier gar keine Rede sein, weil dies eine Erniedrigung heiliger Gefühle genannt werden müßte. So Viel über Meinen, Glauben und Wissen. — So lange der Forscher über diese drei Benennungen nicht einig ist, wird er die Kräfte des Lebens untereinandermischen und nicht im Stande sein, irgend eine geistige Kraft zu erkennen. — Darum, wenn verschiedene Religionsbekenntnisse sich zu Haß und Verfolgung hinreißen lassen, soll man ja nicht wännen, es geschehe eines rechtmäßigen, bessern Glaubens wegen; nein, es ist die Meinung, es ist ein hoffartiges,

scheinbares Wissen Solcher, die sich angegriffen fühlen und ohne heftige Gegenwehr ihren Untergang vor sich sehen.«

Hier schwieg der Doctor. — Der Assessor, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, erwiderte: »Was Sie gesagt, ist vollkommen wahr und dergestalt auf die Anlagen der menschlichen Natur gegründet, daß nicht der geringste Einwurf gemacht werden kann. Es ist aber auch so subtil und zart, daß es sich nicht zu verwundern ist, warum man so leicht Meinen, Glauben und Wissen mit einander verwechselt. Ich sehe ein, daß in der klaren Unterscheidung dieser drei Bezeichnungen eine Sicherheit für den Forscher liegen müsse, die ihres Erfolges gewiß ist. — Doch erlauben Sie mir, von diesen allgemeinen Zergliederungen auf mein specielles Anliegen überzugehen und Sie um die wahre Deutung des Gleichnisses, das Sie uns unter der Geschichte Apollos vorgelegt, zu befragen.«

Doctor. »Ich wollte durch das Gleichniß die heterogenen Ansichten der Gesellschaft unter Eine Vorstellung bringen.«

Assessor. «Ihre Erzählung bezog sich auf Christus?»

Doctor. »Ja.«

Assessor. «Apollo ist ein Bild der Phantasie und nicht der Geschichte.»

Doctor. »Ganz recht.«

Assessor. »Wenn Christus nur ein Bild der Phantasie ist, wie dann?«

Doctor. »Wenn Apollo auch nur ein Produkt der Phantasie oder der Begeisterung ist, so hat er doch vollständige Realität. Der Künstler trug ihn in sich, sah in sich seine Erhabenheit, vernahm in sich die Töne der emporgehaltenen Leier, hörte die Harmonie der Sphären und gab in seinem Bilde dem Auge, was in seinem Innern lebendig sich darstellte.«

Assessor. «Alles dieses läßt uns über das Wesen Christi noch im Dunkeln.»

Doctor. »Diese Betrachtung allein klärt uns über das Wesen Christi vollkommen auf. — Wo sollen wir Christus haben? In uns — Wo können wir ihn im Geiste kennen lernen? In uns. — Geschichte Und Dogma können uns nicht befriedigen. — Ja, wenn wir ihn mit Augen erblickten, würden wir ihn, so lange er nicht in uns erstanden wäre, doch nicht begreifen, doch nicht glauben können. — Es ist unfaßlich, wie solche Wahrheiten so wenig beachtet werden, da man doch im gewöhnlichen Leben bei allen Zweigen des Wissens und Könnens nach diesen Grundsätzen verfährt und Nichts für vollständig begriffen hält, bis es in unser Fleisch und Blut übergegangen und in uns lebendig geworden ist, so zwar, daß es uns am Ende vorkömmt, als wären wir mit unsern Künsten und Wissenschaften geboren.»

Assessor. »Das ist wohl wahr. Aber Christus ist weder ein Gegenstand der Kunst, noch der Wissenschaft. Wir besitzen von ihm eine rhapsodische Geschichte; und wenn wir diese nicht glauben, so ist er für uns gar nicht gewesen.»

Doctor. »Christus, wenn auch nicht überall gekannt, gehört der Menschheit an. Seine Geschichte beginnt mit einem ersten Menschen, mit einem Ursohn, aus Gott erzeugt, und leuchtet, vermittelt seines Geistes, durch die israelitische Geschichte fort, bis er persönlich erscheint. — Adam, Seth, Henoah, Noah, Moses, David und die Propheten trugen seinen Geist in sich; waren, ehe er noch selbst erschienen, seine Bekenner und bereiteten seine Wirksamkeit vor. — Christus selbst sagt: Ich war, ehe denn Abraham war; und giebt durch diesen Ausspruch Zeugniß, daß es sich nicht um die Persönlichkeit, sondern um einen den Menschen inwohnenden Geist, um ein göttliches Licht handle, das eine erhabene Persönlichkeit wohl wieder anfachen, aber nicht erschaffen kann.»

Assessor. »Glauben Sie an die Persönlichkeit Christi?«

Doctor. »Ich muß daran glauben, wenn ich nicht Verstand und Gefühl Lügen strafen soll.«

Assessor. »Welche Beweise haben Sie?«

Doctor. »Ich könnte sagen: Ich trage die Glaubwürdigkeit seiner Erscheinung im Herzen; dieses aber wäre für einen kalten Vernunftmenschen noch kein Beweis. Darum sage ich: alle epochemachenden Ereignisse der Weltgeschichte gingen von einer erhabenen Persönlichkeit aus. — Nur Cyrus konnte sich Asien unterthan machen. — Nur das Genie eines Alexander war fähig, von Griechenland aus einen Theil von Asien zu bezwingen, die Riesenmacht Persiens zu vernichten und über den Indus zu schreiten. — Nur das Feldherrntalent eines Julius Cäsar vermochte, Rom auf die höchste Spitze seiner Macht zu stellen. Jedes große Reich hatte seinen Gründer, jede Religion ihren Stifter. — Zur Ausführung großer Begebenheiten, zur Verbreitung Vorurtheile vernichtender Lehren taugen Corporationen nicht, weil es unmöglich ist, daß bei vielen Mitgliedern der Muth und die Einigkeit herrschen, die zu jedem großen Unternehmen unerläßlich sind. Einer muß sich an die Spitze stellen, Einer die Last des Unternehmens tragen und die Folgen auf sich nehmen, dann kann Großes und Außerordentliches geschehen, indessen wir im Zunftdienste der Corporationen immer nur Gewöhnliches, niemals die Mittelmäßigkeit Ueberschreitendes sehen. — Und die christliche Religion, die sich über ganz Europa, über den größten Theil von Amerika und über große Strecken von Asien und Afrika verbreitet, sollte von einer Gesellschaft und einigen Literaten in's Leben gerufen worden sein? — Wer das behaupten kann, der kennt die Geschichte, kennt die Menschen nicht, und hat sich noch nicht einmal zu einer freien Meinung, viel weniger zu einem festen Glauben erhoben.«

Hier schwieg der Doctor. — Der Assessor sprach: »Nach dieser Erörterung tritt hier der Glaube in's Spiel und muß das Wissen nicht nur ersetzen, sondern bekräftigen. — Wir können nach genauer Untersuchung der Worte nicht sagen: Wir wissen, daß Confucius, Zoroaster, Sokrates, Plato, Alexander und Julius Cäsar gelebt

haben; aber wir dürfen ihr Dagewesensein mit unantastbarer Ueberzeugung glauben. — Die Persönlichkeit Christi leugnen wollen, hieße nach Diesem einer Naturnothwendigkeit entgegen treten, ohne welche das Christenthum niemals hätte entstehen können. — Ich danke Ihnen für das Licht, das Sie mir gegeben und werde mich dessen gewiß nicht unwürdig machen.«

Sie sprachen noch Einiges zur nähern Beleuchtung des Gesagten und trennten sich dann, der Assessor mit der Bitte, seinen Besuch wiederholen zu dürfen, der Doctor mit der Aussicht, eine Perle aus dem trüben Ocean der Welt zu ziehen.

## ***Zweiter Besuch.***

Drei Wochen lang verarbeitete der Assessor das Gehörte und kam zu dem Schlusse, daß man, je einfacher man eine Sache beurtheile, desto leichter die Wahrheit herausfinde. — Die Persönlichkeit Christi, an welche zu glauben er noch vor wenig Wochen für vernunftwidrig hielt, war ihm jetzt so klar, daß er behauptete, die Folgen, die daraus hervorgegangen, hätten sonst ohne das größte, übernatürliche Wunder niemals eintreten können. — Nachdem er hierüber nicht mehr in Zweifel schwebte, entschloß er sich, den Doctor wieder zu besuchen und um neue Aufschlüsse zu bitten.

Er kam zum Doctor, traf ihn aber nicht allein und wollte sich sogleich wieder entfernen. Der Doctor hieß ihn bleiben und stellte ihm in dem Anwesenden den Diaconus Wohlfart mit der Bemerkung vor, daß dieser an denselben Uebeln, wie er, krank sei. — Zum Assessor gewandt, sprach er: »Sie kommen wahrscheinlich, mir Bericht über die Resultate Ihres Nachdenkens zu erstatten, oder gegen neue Zweifel Hilfe zu suchen.«



Der Assessor erwiderte: »Sie haben Recht. Ich bin hier, um Ihnen zu sagen, daß ich über das letzthin Gehörte nachgedacht und mich vollkommen beruhigt finde. Allein ich habe noch so mancherlei andere Zweifel, die ich nicht zu bemeistern weiß, daß ich Sie bitten muß, mir mit Ihrer gewohnten Güte Beistand zu leisten.«

Der Doctor hieß Beide sich setzen und, nachdem Er und seine Besuchenden Platz genommen, begann er:

Doctor. »Nun, welche Zweifel sind es, worüber Sie nicht Meister werden können?«

Assessor. »Die Persönlichkeit Christi ist für mich, nach natürlichen Gesetzen des Glaubens, erwiesen; allein seine Wirksamkeit als Herrscher und Richter der Welt scheinen aus solchen unsichern Quellen geschöpft zu sein, daß ich, so lange ich hierüber nicht Aufschluß habe, mich noch nicht unter die Christen zählen kann.«

Doctor. »Sie haben einen Punkt berührt, der schon Manchen zurückgeschreckt, weil man einen Einfluß Christi auf unsere Lebensverhältnisse unter jene übernatürlichen Wunder rechnet, die, ohne dem Gange der Natur in die Speichen zu treten, absolute Unmöglichkeiten sind. Und doch ist ein solcher nicht nur möglich, sondern sogar nothwendig, da ohne ihn die christliche Religion keinen Stützpunkt und keine Probe hätte.«

Assessor. »Wie, Sie glauben wirklich, daß Christus jetzt noch unsere Bitten hören und gewahren könne?«

Doctor. »Allerdings glaube ich es, und zwar nicht aus Gründen der Orthodoxie, sondern der Nothwendigkeit, die in der menschlichen Natur liegt.«

Assessor. »Wenn sich dieser Knoten naturgemäß auflösen läßt, so muß ich alle Philosophen höchlich tadeln, die über Geist und Seele, über Denken und Wollen, über transcendente und andere Begriffe gelehrt und geschrieben und uns hierüber in Ungewißheit gelassen.«

Doctor. »In Ungewißheit lassen mußten, weil sie nicht im Stande waren, das Christenthum mit ihren Systemen in Einklang zu setzen und auf einen philosophischen Standpunkt zu erheben.«

Assessor. »Zeigen Sie mir diesen philosophischen Standpunkt, und ich werde mich bemühen, mich darauf zu schwingen.«

Doctor. »Es wird Sie befremden, wenn ich, um gründlich zu sein, biblische Sprüche zu Hilfe nehme. Im Evangelium Matthäi Cap 12. V. 31, 32 spricht Christus: „Darum sage ich euch: Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben; aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben.“

„Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben; aber wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird es nicht vergeben, weder in dieser, noch in jener Welt.“

Im Evangelium Marci, Cap. 3, V. 28, 29 spricht er:

„Wahrlich, ich sage euch: Alle Sünden werden vergeben den Menschenkindern, auch die Gotteslästerung, damit sie Gott lästern.“

„Wer aber den heiligen Geist lästert, der hat keine Vergebung ewiglich, sondern ist schuldig des ewigen Gerichtes.“

Im Evangelium Lucä Cap. 12, V. 10 heißt es:

„Und wer da redet ein Wort wider des Menschen Sohn, dem soll es vergeben werden; wer aber lästert den heiligen Geist, dem soll es nicht vergeben werden.“

Es ist hier von einem Geiste die Rede, an dem wir uns, bei Verlust unsrer Selbst und eines ewigen Heils, nicht versündigen dürfen. — Was ist das für ein Geist? — Hat er in der Schöpfung eine besondere Wohnung, zu welcher wir uns hinwenden und ihn dort suchen sollen; oder ist er uns vielleicht so nahe, daß wir ihn seiner Nähe wegen nicht sehen und für Das erkennen, was die Evangelien darunter begreifen? — Jedes Ding in der Natur hat seinen eigenen,

eigenthümlichen Geist, der ihm aus der ganzen Schöpfung als übereinstimmende Kraft zufließt. — In jedem Steine, jeder Pflanze, jedem Baume, jeder Quelle, jedem Strome, jedem Meere, jedem Thale, jedem Gebirge und in jedem Thiere sammelt sich ein übereinstimmender Geist, welcher jedem der genannten Arten Form, Farbe und Wesen giebt. — Ist vielleicht Einer dieser Geister unter dem biblischen Geiste verstanden? — Das kann nicht sein, indem keiner derselben einer Sünde unterworfen ist und daher auch keiner Vergebung bedarf. — Oder sind vielleicht jene Geister gemeint, die der Mensch aus Steinen, Kräutern, Früchten, Weinen u.s.w. zieht? — Das ist eben so unmöglich, da alle diese eines positiven Lebens und Bewußtseins entbehren und auch ohne Sünde sind. —

Wo ist nun der Geist, den wir nicht lästern dürfen, ohne unsern Untergang zu bewirken? — Ist er in der Höhe, in der Tiefe, in der Luft oder im Wasser? — Er ist überall, aber im Menschen concentrirt, erhebt er sich zu einer Selbstständigkeit, vermöge welcher wir denken, fühlen, beschließen und wollen, und daher sündigen oder es unterlassen können. — Ist dieses wohl der Geist, den die Bibel den heiligen nennt? — Er muß es sein, weil er das Höchste in sich enthält, wodurch der Mensch zur Freiheit einer absoluten Selbstständigkeit gelangen kann. — Welches aber ist nun wohl die Sünde oder die Lästerung wider diesen heiligen Geist? — O, daß man hierüber im Zweifel geschwebt! — Daß die Menschen so blind sein können, ihn außer sich, in der Höhe, in der Geschichte, im Lesen der Bibel oder im Ceremoniendienste irgend eines Bekenntnisses zu suchen! — Er ist in uns, wie der Geist der Süßigkeit in der reifen Traube. — Er ist in uns, wie der Geist des Weins in seiner umhüllenden Flüssigkeit. — Er ist in uns, wie das Gold im Innern des Gebirges. — Das Licht ist Goldstoff; aber man hat noch nirgends gesehen, daß gediegenes Gold in der Luft herumflöge oder auf der Oberfläche der Erde sich bildete. — Tief unter der Erde concentriren sich die Lichtstrahlen als Wärme, und da sie ein Gleichniß, ein Ebenbild der Sonne, ihres Ursprungs suchen, um sich darin zu spiegeln und daran zu befestigen, so ziehen sie alles Gleichartige an sich und bilden unter der Erde ein Ebenbild der Sonne — das Gold. —

Ich meine, solche Gleichnisse sollten dem Menschen begreiflich machen, was es heißt, den heiligen Geist in sich haben und wider ihn sündigen. — Die Natur ist vor uns. Sie geht überall gleiche Wege, vom Seraph an bis zum Sandkörnchen in der Wüste. — Die Orthodoxie sträubt sich zwar vor einer solchen natürlichen Lehre. — Dem Rationalismus bleibt sie ein Räthsel, weil seine Beschränktheit ihn nur bis zur Schwelle führt, der Geist ihm aber immer verschlossen bleibt. — Frei müssen wir sein; zwischen Bigoterie und Rationalismus mitten inne stehen und aus der Form auf den Geist, aus dem Geiste aber auf die Nothwendigkeit der Form schließen. — Nach diesen, in der Natur begründeten Ansichten ist alle Objektivität aufgehoben; der Mensch trägt Alles in sich, wider welches er sündigen kann, und hat es daher nur mit sich selbst zu thun. — Wenn alle Sünden vergeben werden, nur die Sünden wider den Geist nicht, so braucht der Mensch Nichts, als den Willen und das Bedürfniß desselben zu kennen, um sich mit ihm zur Heiligkeit zu erheben und ein Geschöpf des reinsten Lichtes zu werden.«

Assessor. »Sie eröffnen durch das Gesagte dem Menschen eine Aussicht, in welche er schwindelnd hinaussieht, aber den Umfang derselben nicht zu fassen vermag.«

Doctor. »Wie kann uns vor einem Anblick schwindeln, der unsre Blicke, statt nach Außen, in uns hineinzieht. Die Neuheit der Sache macht sie uns scheinbar schwer, die Ausführung aber bedarf nur eines festen Willens und der Ausdauer, um durch die Zeit zu gewinnen, was sich nicht im Augenblick erstreben läßt.«

Assessor. »Welches ist aber die Sünde wider den Geist?«

Doctor. »Wenn wir ihn in seiner Freiheit beschränken, seine Stimme und seine Mahnungen nicht hören, oder ihnen sogar wissentlich entgegenhandeln.«

Assessor. «Wodurch mahnt der Geist?«

Doctor. «Durch Vernunft und inneres Gefühl. Durch die erste, indem wir vermittelst derselben vergleichen und prüfen können, was gut

und böse, zweckmäßig oder unzweckmäßig, wahr oder falsch sei. — Das Gefühl aber trägt in Beziehung auf rein menschliche Eigenschaften einen unbestechlichen Richter in sich, indem es uns, ohne Lehre von Außen, über Anstand und Unanständigkeit, über Sittlichkeit und thierische Sinnenlust, über Schönheit und Höflichkeit, über Anmuth und Gemeinheit, ja sogar über Tugend und Laster ein untrügliches Urtheil spricht. — Zwischen diesen beiden Mahnern und Führern steht jedoch die Sinnlichkeit mit ihrem ganzen Heere von creatürlichen und weltlichen Begierden und sucht die natürlichen Richter, Vernunft und Gefühl, zu bestechen. — Läßt die Vernunft sich verleiten, der Creatur und den Lockungen der Welt, dem Stolz, dem Neid, der Anmaßung, dem Geize, der Verläumdung, dem Haß, der Falschheit, der Lüge, der Irreligiosität und ihrem Anhange zu dienen und mit ihrem Calcul Recht in Unrecht, Gutes in Böses zu verdrehen, so sündigt sie wider den Geist und fordert ihn selbst als Richter gegen sich auf. —

Das Gefühl aber, und in ihm das Gewissen, welches sich nur schwer zum Schweigen bringen läßt, sündigt, sobald sie sich von dem Reiz der Sinnlichkeit übertäuben, von irregeleiteter Vernunft beschwichtigen und durch Sinnengenüsse sich selbst nach Außen ziehen lassen. — Vernunft und Gefühl sind die Führer zur Wohnung des Geistes. Wenn diese uns vom richtigen Wege abbringen, so wandeln wir in der Sünde wider den Geist, die nicht vergeben werden kann, weder hier, noch dort. — Hier nicht, weil eine solche Sünde schon diesseits schwach, im Alter kindisch und muthlos macht, so, daß wir keine Mittel mehr haben, den Geist zu versöhnen oder in uns wieder wirksam zu machen und, gleich einer Mumie, lebendig-todt herumwandeln. — Woher aber soll die Vergebung für Jenseits kommen, wenn wir hier Kräfte und Zeit verschleudert, unsern Richter, den Geist, nicht geachtet und uns so weit von ihm entfernt haben, daß wir seine Mahnung und sein Wort nicht mehr fühlen und hören konnten.«

Hier schwieg der Doctor. — Seine beiden Zuhörer schienen seine Ansichten deutlich verstanden zu haben, denn Jeder wollte zuerst seine Bemerkungen darüber machen. — Der Doctor, der Solches

gewahr wurde, sprach: »Wenn Sie sich über das Gehörte äußern wollen, so gebührt dem Herrn Diaconus der Vorzug, weil der Gegenstand hauptsächlich in sein Fach einschlägt.« — Dieser sprach Folgendes: »Bisher gewohnt, mir den heiligen Geist unter der Gestalt einer Taube vorzustellen und seine Stimme vom Himmel herunter, der, unsern Begriffen nach, weit über den Wolken ist, zu hören, komme ich mir vor wie ein aus den Wolken Gefallener, der noch vergebens sucht, sich ohne Hilfe auf die Beine zu stellen. Und doch fühle ich, daß es ein behaglicher Zustand sein muß, auf eignen Füßen zu stehen. Sie haben mir die Mittel gezeigt, diese Kunst zu erlernen, und ich verspreche, ein eifriger Schüler zu sein.«

Der Assessor, der sich gleichfalls gedrungen fühlte, zu sprechen, äußerte sich solchergestalt: »Was Sie so eben gesprochen, klingt so natürlich, daß man beinahe versucht wird, zu glauben, man habe es schon vorher gewußt. — Das Richteramt, das die Christen dem Religionsstifter übertragen, übt der Geist aus. Es mag sein, daß wir diesen Geist den in uns erstandenen Christus heißen können, und dann ist er Herr unsres Schicksals, indem er über Leben und Tod urtheilt. — Allein nach dem Sinne der Bibel ist er nicht nur ein strafendes, sondern auch ein belohnendes, hilfreiches und belehrendes Wesen, das unsere Lebensverhältnisse ordnet, unsern Feinden die Macht, zu schaden, nimmt und Stürmen und Ungewittern sich in den Weg stellt, um uns und unser Eigenthum zu schützen. — Sie haben die Sünde wider den Geist als Vordersatz aufgestellt, um die Herrschaft Christi in ihrem ganzen Umfange zu schildern. Verzeihen Sie meiner Ungenügsamkeit. Aber die Sache ist zu wichtig, so zwar, daß ich glaube, mit Herstellung einer solchen belohnenden Weltregierung Christi müßte das Christenthum wieder gehörige Wurzel fassen, indessen es jetzt weder Stärke noch Festigkeit hat.«

Der Doctor, der diese Erwiederung erwartet hatte, fuhr nun fort: »Die Prämissen sind gegeben; ein gewandter Denker sollte die Schlüsse selbst zu machen wissen. Und wahrlich, die Sache ist so natürlich und einfach, daß sie Jeder begreifen müßte, wenn man uns nicht mit Gewalt und mit der ausgedachtsten Klugheit so weit davon

abgebracht hätte. — Bei jedem Geiste, der in uns lebendig geworden ist, bei dem Geiste derjenigen Thätigkeit, die wir betreiben, insofern diese Thätigkeit von einer Person in's Leben gerufen würde, bedient man sich ganz zweckmäßig des Ausdrucks: der Geist dieses oder jenes Erfinders oder Stifters sei in uns. Freilich sind hier die Geister verschieden; — der eine ist gut, der andere böse; — einer zeitlich, ein anderer ewig; — einer beschäftigt sich mit weltlichen Dingen, ein anderer mit göttlichen. — Wer nun dem Göttlichen zu dienen sich entschließt und dieses nach Lehrsätzen des Christenthums thut, der erweckt den Geist Christi, das heißt, Christus in seiner geistigen Potenz in sich und ist ein Christ geworden. — Wir haben eben gesehen, daß der Geist, oder wie wir ihn jetzt nennen, Christus, als Richter wider uns auftritt. Wenn er uns richten kann, so ist er auch mächtig, uns zu belohnen. Zwar ist nicht, in's Gericht zu kommen, schon eine große Wohlthat, aber dieses befriedigt unsre Erwartung in Hinsicht des Schutzes und des Lohns für unsre Treue noch nicht. — Dem Geiste, ihm, Christus in uns, ist die Macht gegeben, für uns in allen Angelegenheiten des Lebens zu sorgen.«

Der Assessor fiel hier voll Erstaunen in die Rede und sprach: »Wie, so wäre der Mensch mittelst seines Geistes in sich im Stande, jedes Unglück fern zu halten, alle Uebel von den Völkern zu verbannen und den Zustand eines allgemeinen Friedens, eines allgemeinen Segens, mit einem Worte, einen paradiesischen Zustand herzustellen?«

Doctor. »Das wird der Einzelne nicht vermögen. Er kann seine eigne Laufbahn ebnen und bei erweiterter Anlage und Uebung seine Wirksamkeit auf seine Umgebung ausdehnen. — Das aber ist gewiß, wenn der größere Theil der Bewohner eines Landes den Geist, das heißt Christus, in sich erweckt hätte und nicht wider ihn sündigte, so würde über solches Land kein Mißwachs, keine zerstörenden Ungewitter, keine Ueberschwemmungen und keine epidemischen Krankheiten kommen.«

Die beiden Zuhörer sahen ihn hier mit sichtbarer Befremdung an. — Der Diaconus behauptete, eine solche Einwirkung mit solchen Resultaten wäre ohne unmittelbare Genehmigung und Einschreitung Gottes nicht möglich. — Der Assessor dagegen sprach: »Ich ahne wohin unser geehrter Gönner, der Herr Doctor, zielt, fühle mich aber schon durch die Vorahnung in eine solche Ueberraschung gesetzt, daß ich mit wahrer Ungeduld der Auflösung dieses Knotens entgegen sehe.«

Der Doctor nahm wieder das Wort und suchte die Erwartung seiner beiden Zuhörer zu befriedigen, indem er folgendermaßen fortfuhr: »Der Geist, mittelst dessen wir uns an Gott und Ewigkeit wenden, Gott und Ewigkeit glauben und uns der Erkenntniß Gottes und der Unsterblichkeit theilhaft machen können, ist das Reinste, das Höchste, was Gott in die Menschheit gelegt. — Was also der Mensch von Gott erlangen will, muß durch diesen Geist geschehen. Dieser erhabene Geist Gottes in uns bittet nicht mehr, sondern wir müssen uns an ihn mit unsern Bitten wenden, dann wird er zur Thätigkeit angefaßt, setzt sich in Berührung mit allen ihm verwandten Kräften rings umher, bringt sie in sein Interesse, wirkt und schafft mit ihnen, zieht sie durch die gröbern Elemente herunter auf unsern Lebenspfad, den er mit ihnen ebenen und uns durch undurchdringlich scheinende Labyrinthe führen kann. — Dieses sind die geistigen Grundsätze, nach welchen sich die Sache erklärt. — Nun wollen wir aber sehen, ob uns die sichtbare Natur nicht Analogieen liefert, vermöge welcher wir diese geistige Wirksamkeit gleichsam vor Augen haben.«

«Eine kleine, mit Elektrizität geladene Wolke berührt eine größere, mit Feuchtigkeit gefüllt, und ein Blitz erscheint, der Menschen und Thiere erschreckt, Bäume aus ihren Wurzeln reißt, Felsen spaltet und eine ganze Gegend erschütteret. — Eine kleine Flamme Lichtes verbreitet Helle weit um sich her. — Der Schall einer Glocke und eines Feuergewehrs hallt durch Thäler, Wälder und Berge. — Die Töne der Musik wirken weit um sich her und stimmen den Zuhörer nach dem Charakter ihrer Melodieen. — Die Anziehungs- und Abstoßungskraft der Pole ist ein Wunder der Natur, das sich nicht



läugnen, aber von keinem Naturforscher erklären läßt. — Da nun die rohen Elementarkräfte solche auffallende Wirkungen hervorbringen, müssen wir da nicht schließen, daß eine geistige Elektrizität, geistige Anziehungskraft, geistige Melodien, mit der Kraft des geistig-lebendigen Wortes verbunden, noch Größeres leisten und Wirkungen eines freien Willens, einer positiven Absicht hervorrufen können? — An einer solchen Wirksamkeit zweifeln, hieße so viel, als wenn man sagen wollte: der Mond, der sein Licht empfängt, kann wohl leuchten, die Sonne aber, die das Licht giebt, ist dessen nicht fähig. — Ich habe genug gesagt. Wer's fassen will, der kann es; wer jedoch keinen festen Willen hat, dem nützen alle Erklärungen nichts und er wird, je mehr er hört, desto befangener werden.«

Der Doctor stand auf, ließ durch seinen Diener eine Flasche Malaga bringen. Nachdem er Jedem einen Kelch gefüllt hatte, sprach er: »Wir stehen am Fuße eines hohen Gebirges und bedürfen Stärke, es zu ersteigen. Auf fröhliche Ankunft in der Höhe!« — Sie tranken. — Der Diaconus stellte den Kelch auf den Tisch und äußerte mit etwas zweifelhafter Miene:

»Nach dem Gesagten trug Elias den Funken, womit er das Feuer des Himmels entzündete, das der Hauptleute über funfzig verzehrte, in sich?«

Doctor. »Ganz gewiß.«

Diaconus. »Und Elisa hat vermittelst der eignen Geisteskraft den Sohn der Sunamitin zum Leben erweckt und seine Wunder vollbracht?«

Doctor. »Nicht anders.«

Diaconus. »Und Christus durch die eigne innere Geisteskraft dem tobenden Meere und den Stürmen Ruhe geboten?«

Doctor. »Unzweifelhaft.«

Diaconus. »Herr Doctor! Sie haben mich, und wahrscheinlich auch meinen Freund hier, in eine neue Welt versetzt, in welcher wir noch nicht wissen, wo wir uns umsehen sollen, und welche Sprache man spricht?«

Doctor. »In der Welt, in die wir einzutreten entschlossen sind, spricht man die Sprache des Geistes, die Sprache der Christen, deren ABC nicht nach Aussen, sondern nach Innen klingt und dort sich durch geistige Elemente eine Sprache bildet, die das Wort Gottes, die Christus selbst ist und uns daher leiten, rathen und siegreich durch alle Hindernisse führen kann.«

Den Assessor schien das Gesagte nicht so sehr zu befremdem als den Diaconus, weil er von all' den theologischen Thesen und Anthithesen Nichts wußte und deshalb der Natur noch näher war. — Er sprach daher kurz: »Christus regiert die Welt, sobald alle Menschen den Geist erkannt und nicht wider ihn sündigen — Christus leitet die Verhältnisse unseres Lebens, wenn wir den Geist, der von Ewigkeit ist, in uns gefunden und uns ihm anvertrauen. — Ich danke Ihnen, Herr Doctor, mein theurer Gönner und Wohlthäter, für das Licht, das Sie mir gegeben, und verspreche, daß ich es, gleich einer vestalischen Flamme, unterhalten werde, auf deren Verlöschen die Strafe, lebendig begraben zu werden, gesetzt war. Ich werde mich nicht lebendig begraben lassen, sondern bin entschlossen, von den Todten zu erstehen.«

Dem Doctor machte diese Erklärung Freude. Den Diaconus aber ermuthigte er mit folgenden Worten: »Sie fühlen sich in ein neues Land versetzt, da ich Sie doch zu den Elementen des Lebens und der Weisheit führen will! — Das wundert mich, indem Sie, ein Pestalozzianer, sich schon längst gewöhnt haben sollten, von jeder Sache die Elemente zu suchen und von diesen aus zur Erkenntniß und Ausübung zu schreiten. — Doch, Ihr geistliches Gemüth sträubt sich noch davor, in solchen erhabenen Dingen elementarisch zu Werke zu gehen, indessen ich Sie bei Allem, was mir heilig ist, versichern kann, daß für die Menschheit kein positives Heil zu erzielen ist, wenn es nicht auf diesem Wege geschieht. Alle Zweige

des Wissens und Könnens beruhen auf bestimmten, unabänderlichen Elementen. — Nur mit Zahlen kann man rechnen, nur mit Linien messen, nur mit Tönen musiciren, nur mit Farben malen. — Einer, der Weisheit lernen wollte, ohne die Sprachelemente in sich erweckt zu haben, käme mir vor, wie ein Kind, das ohne Zahlen rechnen, ohne Zirkel, Winkelmaß und Zollstab messen, ohne Töne musiciren und ohne Farben malen wollte. — Sie werden meinen, diese Gleichnisse seien übertrieben! — Aber sagen Sie selbst, wo suchen wir Weisheit? — Antwort: in den Wolken, in Schriften, und lassen es uns gar nicht einfallen, als wenn hier ein Anfang, eine Wurzel zu finden wäre, aus welcher Früchte einer höhern geistigen Erkenntniß entsprossen könnten, welche uns über Gott und Unsterblichkeit Aufklärung verschaffen.«

Der Diaconus erwiderte: «Zeigen Sie mir die Wurzel.» — Der Doctor entgegnete: «Sobald Sie einmal die Nothwendigkeit einsehen, daß nur auf diesem Wege ein Ziel zu erringen ist, dann werde ich Ihnen, wofern Sie nicht selbst darauf verfallen, die Elemente zeigen; bis dahin mahne ich Sie zur Geduld und zum Vertrauen auf den Geist, oder auf Christus in Ihnen, der Allen, die ihn suchen, ein gnädiger Richter sein wird.»

Beide Besuchende entfernten sich bald nach diesem und bewunderten die Geistesfülle des Doctors, der über solche subtile Gegenstände immer mit neuen Bildern zu sprechen im Stande war. — Der Doctor entließ sie mit der Versicherung, daß die Quelle des Geistes, wenn sie einmal fließe, unerschöpflich sei.

## ***Das Freundschaftsbündniß.***

Als der Assessor und der Diaconus den Doctor verlassen hatten, machten sie noch einen Gang vor die Stadt hinaus, um sich

gegenseitig über das Gehörte zu besprechen. Der Assessor erzählte seinem Begleiter die Art und Weise seiner Bekanntschaft mit dem Doctor, und schilderte ihm dabei den Eindruck, den seine Erzählung, das Bild des Apollo betreffend, auf ihn und einen Theil der Gesellschaft gemacht habe. Der Diaconus erwiederte: »Der Doctor scheint, neben seinen herrlichen Eigenschaften, noch ein eigenes Talent zu besitzen, aus jedem Vorfall eine Anwendung auf das erhabenste Bedürfniß der Menschheit, auf die Religion, zu machen. Mich gewann er bei einem Musikunterricht in Pestalozzischer Manier. — Ich weiß nicht, ob Sie selbst Musiker sind, und diese neue Art, Musik zu lehren, kennen oder nicht.« — Nachdem der Assessor solches verneint hatte, fuhr Jener fort:

»Sie haben gehört, daß der Doctor bei Erlernung der Weisheit mich immer auf die Elemente hinwies. Dieses bezog sich auf unser erstes Zusammentreffen bei einem Unterrichte nach besagter Methode. — Hier lehrt man Anfangs Nichts, als die Elemente der Musik, das heißt, Töne und Tact-Verhältnisse. — Man läßt die Schüler mit Zahlen die Tonleiter nach und nach singen und kümmert sich nicht um die bisher üblichen Benennungen. Der Tact unterliegt einem förmlichen Mechanismus, indem man alle Verhältnisse des Zeitmaßes in bestimmte Formen gebracht hat und sie so lange üben läßt, bis der Schüler, vom Tact durchdrungen, nicht mehr anders kann, als Alles im richtigsten Zeitmaße hören zu lassen. Auf diese Art lernen die Schüler die Sache spielend und zugleich so gründlich, als es auf keine andere Weise in so kurzer Zeit möglich ist. — Das System, welches die Ton- und Tactverhältnisse mit Namen bezeichnet, wird ihnen nun Bedürfniß, und zwar so sehr, daß, wenn man ihnen keines vorlegte, sie sich selbst eines machen würden. Ich besuchte öfter diesen Unterricht, um mir selbst diese Methode eigen zu machen, und traf eines Tages den Doctor, der den Schülern mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Er prüfte die Methode mit der Gründlichkeit eines Mannes, der sich nicht durch den Schimmer der Oberflächlichkeit blenden läßt, und bat den Lehrer bei verschiedenen Fällen um einige Aufklärung. Da dieser jedoch nicht Gewandtheit der Sprache genug besaß, die Sache kurz und gründlich auseinander zu setzen, so übernahm ich dieses Geschäft

und erklärte dem Doctor Alles, so viel es die Kürze der Zeit erlaubte. Er hörte meine Erklärungen mit Wohlgefallen an, erbat sich von dem Lehrer noch einige Proben dieses elementarischen Verfahrens und beurlaubte sich nachher von ihm mit Aeußerungen des Dankes gegen ihn und die Schüler. Zu mir aber wandte er sich mit der Frage:

»Was meinen Sie, geistlicher Herr, was wohl herauskommen würde, wenn man die Theologie auch auf diese Art behandelte und dem Candidaten, anstatt ihm mit Wörtern, Thesen und oft unverständlichen Dogmen den Kopf zu füllen, die Sache elementarisch beibrächte und von den Elementen zur Sache und zum Geiste schritte?«

Ich antwortete: »Wenn ein solches Verfahren möglich wäre, müßte es allerdings von gutem Erfolge sein. Da aber die Theologie zu viel Gebotenes habe, und das Praktische aus diesem abgeleitet werden müsse, so sei es nothwendig, zuerst Namen und ein System zu haben, um in diesen die Sache suchen zu können. Auf Dieses erwiederte er: »Wenn dem so ist, so stammt die Religion nicht aus der Ewigkeit.« — Ich kam in einige Verlegenheit und sprach: »Die Religion ist uns von Gott gegeben« — »Ganz recht,« sagte er, »indem Gott und Ewigkeit hier Eins sind. Und wenn dieses der Fall ist, so kann sie sich nur durch eine positive Anlage, die alle Menschen besitzen, kund thun und muß sich, wie hier die Musik, auch elementarisch erlernen lassen.« — Ich wollte Etwas sagen, wußte aber nicht gleich, was. — Er sah meine Verlegenheit, machte Allen im Saale noch eine leichte Verbeugung und entfernte sich, indem er zutraulich zu mir sagte: »Ein ander Mal mehr davon.«

Der Assessor, der schon vorher mit unbegrenzter Hochachtung gegen den Doctor erfüllt war, fühlte sich noch mehr angeregt durch das einfache Bild des Musikunterrichts. — »Was ist das für ein Mann, der Doctor,« sprach er, »der aus Allem, was ihm begegnet, Licht zu ziehen weiß, indessen wir, recht klug uns wähnend, Nichts, als die vorüberfliegenden Erscheinungen sehen! — Die Musik liegt im Menschen, daß er ohne alle Lehre und ohne vorher gewußt zu haben, was Musik sei, doch singen müßte. — Ja, die Musik ist

dergestalt in der Natur vorhanden, daß, wenn der Mensch auch zu dumpf würde, ihre Schwingungen zu hören und zu fühlen, die Vögel des Waldes nicht verstummen und in den Gesang der Sphären einstimmen würden. — Die Musik ist ewig; die Zahlen sind ewig; die Linien der Geometrie sind nicht erfunden; die Logik liegt in unserm Denkvermögen; Gefühl für Gesetzlichkeit und Anstand sind angeborne Eigenschaften des Menschen. — Ueberall finden wir Ewiges, und darum kann die Religion, die sich nur mit Ewigem beschäftigt, keine Geburt der Zeit, der Geschichte, der Erfindung, oder gar nur eines zeitgemäßen Bedürfnisses sein. — Aber wo lassen sich die Elemente dieses Uranfänglichen finden, mittelst welcher man sicher zum Ziele gelangt?«

Der Diaconus, dem hauptsächlich das Elementarische am Herzen lag, stimmte in diese Frage ein und sprach: »Dieses ist es ja eben, was auch mich beunruhigt, weil ich nirgends ein Licht sehe, das mir den Weg zu den Elementen, einer wahren Weisheit zeigen könnte. — Ich bin Geistlicher, und darum liegt mir die Beantwortung solcher Fragen näher, als jedem Andern. — Wie kann ich meinen schweren Beruf erfüllen, wenn ich bloß den todten Buchstaben, aber den Geist unsrer Religion nicht kenne? — Wofür ich mir den Doctor als Geistlichen denke, wie müßte der lehren und predigen können? Er würde Beziehungen und Bilder in unerschöpflicher Fülle zu geben wissen, indessen wir, mit unsrer schwerfälligen Schulgelehrsamkeit, wiederkauen, was wir Tags vorher aus Büchern oder aus dem Gedächtnis entnommen.«

Der Assessor, die Schwierigkeit der Stellung eines Geistlichen einsehend, munterte seinen Begleiter auf, sich um so fester an die Ansichten des Doctors anzuschließen als sie zugleich durch seinen Lebensberuf bedingt seien. — Jener sprach: »Ich werde mich so fest anschließen, daß mich Nichts mehr davon trennen mag. — Aber was habe ich dann für Aussichten? — Dann stehe ich allein und finde keine Seele, welcher ich meine Verlassenheit mittheilen kann. — Wie werden meine Standesgenossen mich ansehen, wenn ich mich weder an die Pietisten, noch an die Rationalisten anschließe? — Diese beiden Parteien haben jetzt das Heft in den Händen und —

obschon ganz entgegengesetzter Ansichten — sind beide so mächtig, daß sich jede vor der andern fürchtet und sie darum in Ruhe läßt. Wofern aber Einer es wagen sollte, zwischen beiden einen neuen Weg einzuschlagen, so würden sie über ihn herfallen und moralisch vernichten.«

Das Gesagte leuchtete dem Assessor ein, und er gab sich Mühe, das Finstere dieser Aussicht ein wenig aufzuhellen und sprach: »Ihre Standesgenossen können Sie verlassen, aber die Sache bleibt Ihnen. Sie ist über Meinungen und Menschensatzungen nach dem Wenigen, was wir davon wissen, erhaben und kann Ersatz geben, wenn Neid und Unverstand Ihnen zu nahe treten. — Und wenn die Versicherung Ihnen Muth geben kann, daß Sie in mir, der die seit Kurzem betretene Laufbahn nicht mehr verlassen wird, einen Freund finden sollen, so zählen Sie unter allen Umständen auf meine Theilnahme und, wenn es nöthig ist, auf meinen Beistand.« — Der Diaconus erwiderte: »Ich nehme Ihr Anerbieten an, und so jung auch unsre Freundschaft noch sein mag, so ist sie befestigt durch das Siegel Eines Strebens nach positiver, auf sich selbst ruhender, ewiger, religiöser Wahrheit.«

Mit diesen Worten war der Freundschaftsbund geschlossen, der nicht, wie gewöhnlich, auf augenblicklichen Exaltationen, sondern auf dem Gefühle eines Strebens beruhte, das, nach ewigen Gesetzen hinzielend, dem Bunde ewige Dauer versprach. Sie gingen in die Stadt zurück, und ehe sie sich von einander trennten, gaben sie einander das Wort, alles bisher Gehörte und ihre Ansichten darüber aufzuzeichnen, darüber zu berathen und so im Austausch der Ideen ihre Fortschritte zu prüfen, die gefundenen Kräfte zu üben und dann in Thätigkeit zu setzen. — Sie hielten Wort. Jeder schrieb des Tages Etwas nieder, das seine Ansichten regeln und aufklären konnte. — Dem Diaconus war der Pestalozzische Musikunterricht der Leitstern bei seinen Forschungen, und wenn er auch die Elemente noch nicht finden konnte, so bewahrte ihn die Einfachheit der Methode vor Schwindeleien, die uns so leicht in Sphären verleiten, wo wir die Natur nicht mehr sehen und in einem idealen Reiche umsonst Realität suchen. —

Der Assessor dagegen mühte sich, die Persönlichkeit Christi zu idealisiren, um in einem auf die höchste Spitze gestellten Ideal das allgemeine Gesetz zu erforschen und sich darnach zu bilden. — Jeder wird von selbst einsehen, daß dieser zweite Weg, der von so Manchem eingeschlagen wird, hingegen selten zu einem Ziele führt, weit schwieriger sein müsse, als der erste, weil man beim Hinaufsteigen zum Höchsten sich leicht in den Wolken verliert und die Gesetze der Zeit nicht mehr kennt. Beide machten jedoch Fortschritte und wirkten wohlthätig auf einander ein. — Der Diaconus zog den Assessor von seiner idealisirten Höhe herunter, dieser aber hielt Jenen über dem Nebel allzu schulgerechter elementarischer Thätigkeit, die am Ende vor lauter technischer und logischer Regelmäßigkeit den lebendigen Genius hindert, seine Freiheit zu gewinnen und uns zur Selbsterkenntniß zu führen. — Durch diese Wechselwirkung wurden sie, ohne darüber zu sprechen, die innigsten Freunde und fühlten sich dadurch schon vielfach belohnt für das Streben nach unverfälschter Wahrheit.

## ***Bruchstücke.***

Es wäre zu weitläufig, Alles, was die beiden Freunde aufgeschrieben, hier anzuführen; hingegen einzelne Bruchstücke wird Jeder gerne lesen, um zu sehen, wie sich ihre Ansichten erweitert, ihr Geist entwickelt und sie auf den Punkt geführt, sich sagen zu können: hier stehen wir an der Grenze, welche man ohne Wegweiser oder ohne Mitwirkung einer in uns zu erweckenden Kraft nicht überschreiten kann. Hören wir zuerst die Worte des Assessors, wo er über das Wesen der christlichen Religion sich Licht zu verschaffen sucht.

»Die christliche Religion besteht. — Ich bin ein Christ. — Was aber bin ich dadurch, daß ich ein Christ bin? — Das Wesentlichste



scheint darin zu bestehen, Theilhaber einer höhern Civilisation zu sein, als wir bei andern Glaubensbekenntnissen erblicken. Freilich ist mir dadurch ein großes Glück geworden, und es wäre sündhaft, nicht dankbar zu sein, besonders wenn man bedenkt, in welcher Rohheit die meisten nicht christlichen Völker noch schmachten. — Aber, frage ich, gehört dieses Verdienst dem Christenthume allein, oder sind nicht auch die zufälligen Staatseinrichtungen daran Schuld? — Griechenland stand auf dem höchsten Grade der Cultur und bestand nicht aus Christen. Seine Kunstwerke und zum Theil seine Philosophie übertreffen die unsrigen bei Weitem. Wenn ich damals gelebt hätte, was würde an mir oder in mir anders gewesen sein? — Oder wenn meine Eltern in demselben Staate, worin ich jetzt lebe, zur jüdischen Religion gehört hätten, und ich ein Jude geworden wäre, würde ich wohl anders denken, anders fühlen und wollen? — Es ist keine Rede, jedes Bekenntniß liefert ein anderes äußeres Gepräge, das aber nur zufällig und Folge gesellschaftlicher Verhältnisse ist. — Mein Fühlen Denken, Hoffen und Lieben wären gewiß nicht anders, als sie jetzt sind, und daraus muß ich schließen, daß das Christenthum, oder der Geist desselben, vermöge dessen Christus sagen konnte: Ich war, ehe denn Abraham war, — noch etwas ganz Anderes, als die gewöhnlichen gezwungenen Auslegungen, vielleicht eine Naturkraft, eine Naturanlage des Menschen enthalte, die wir verloren zu haben scheinen und sogar den Namen derselben nicht mehr wissen.«

Ein andermal heißt es:

»Wofern das Christenthum nicht als Anlage im Menschen liegt, so hat es kein allgemeines Interesse und kann sich nicht über den Erdboden verbreiten. — Sobald es aber als eine Naturanlage betrachtet werden muß, dann fehlt uns nichts, als das Hauptprinzip, um zu wissen, worin diese Anlage bestehe, damit wir sie faktisch der Menschheit wieder mittheilen können. Glauben, Hoffen und Lieben sind herrliche, ich möchte sagen, göttliche Gefühle, aber sie lassen sich nicht mit dem Namen „Anlage“ bezeichnen, weil darunter stets eine natürliche Fähigkeit oder Geschicklichkeit verstanden wird, die sich auf künstliche und wissenschaftliche Eigenschaften beziehen.

— Glaube, Hoffnung und Liebe sind Gefühle, die das Leben erwärmen, aber ihm keinen höhern scientificen Standpunkt geben. Sollten dessen ungeachtet diese Gefühle die gewünschte Anlage ausmachen? — Sollte hierin derjenige Christus enthalten sein, der ehe denn Abraham war? — Die Sache wird immer verwickelter, je weiter ich forsche.«

Der Diaconus, von welchem hier Einiges angeführt werden soll, geht einfacher zu Werke, ohne jedoch aller Zweifel Meister zu werden. Ihm bleibt die Pestalozzische Lehrmethode, welche die Sache in die Elemente zerlegt und dann kunstgerecht wieder zusammensetzt, die Norm seiner Forschungen, und er sagt in dieser Beziehung:

»Die Religion ist dem Menschen angeboren, muß ihm angeboren sein, sonst hätte er sie nicht. — Wozu wir keine Kräfte, keine Elemente besitzen, das erlangen wir nicht, und wenn wir uns die unsäglichste Mühe gäben. — Wir können nicht fliegen, aus dem einfachen Grunde, weil wir keine Flügel haben; hätten wir aber Flügel, so würde die Natur uns fliegen lehren. — Wo sind nun die Naturkräfte des Menschen, die ihn zur Religion hinziehen? — Welches sind die Elemente, die, wieder zusammengesetzt, die Religion ausmachen? Wer hier eine Pestalozzische Methode erfinden könnte, wie vielen Irrthümern würde er uns entziehen! — Aber so schweifen wir in einem großen Ganzen herum, ohne zu wissen, woraus es besteht. Wir gleichen dem Laien, der eine große Orchester-Musik hört, aber nicht begreift, welche Macht die verschiedenen Instrumente zusammenhält. — Ich sehe den ungeheuern Raum und zahllose Welten darin. —

Welches ist die Scala dieser Welten? — Die Welten und ihre Geschöpfe bewegen sich nach einem richtigen Zeitmaß; — nach welchem Takte bewegen sie sich? — Wenn wir jedoch von dieser Unendlichkeit abgehen und bloß die Kräfte des Menschen untersuchen, die aus der Natur die Elemente sammeln, und — wie bei der Musik, die auch den ganzen Raum erfüllt — unsrer Persönlichkeit anpassen können, was sollen wir im Gebiete der Religion suchen, und welche Elemente können wir finden, die den

Erscheinungen der Bibel zu Grunde liegen und sie als Kunstproductionen zu Tage fördern? — Ich komme in ein Labyrinth, wo ich keinen Ausgang sehe und beinahe an der Möglichkeit, je einen zu finden, verzweifle.«

Nachdem ihn nach solchen Forschungen die Zweifel wieder umgarnt hatten, und er sich nicht zu helfen wußte, machte er seinem Unmuth auf folgende Art Luft:

»Es giebt für den Menschen nichts Erniedrigenderes, als immer in Zweifeln zu leben. Viele meiner Collegen haben sich in diesem unerträglichen Zustande dadurch Luft gemacht, daß sie, statt zu zweifeln, leugnen. — Was aber gewinnen sie dadurch? — Nichts; weniger als Nichts; denn einen gewissen Untergang, einen gewissen Eintritt in eine ewige Nacht vor sich zu sehen, ist doch das Gräßlichste, was der Mensch sich denken kann. Der Mensch muß sich seiner Zweifel, aber nicht durch Verleugnung und Unglauben, entledigen können, dann erst darf er sich für ein Geschöpf betrachten, das vollkommene Ursache hat, sich darüber zu freuen, mit Verstand und Vernunft geboren zu sein.«

Auf solche Art drückt Dieser sich in seinen schriftlichen Forschungen aus und kömmt immer wieder darauf zurück, es müsse sich die gründliche Erlernung der religiösen Gesetze auf Grundelemente, wie bei der Musik auf Scala und Takt, zurückführen lassen, insofern Religion ein freies Geschenk des Schöpfers dem Menschen zum freien Gebrauche gegeben sei.

## ***Eine neue Bekanntschaft.***

Der Doctor, der zuweilen Ausflüge, theils zu Wagen, theils zu Fuß, auf's Land machte, hatte einen schönen Nachmittag zu einem

Spaziergänge benutzt und befand sich ganz allein im Garten eines Wirthshauses, das ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt entfernt war. Er hatte sich eine Flasche Wein und ein einfaches Butterbrod geben lassen und ließ nun in freier Natur seinen Geist ungestört in sich walten.

Kaum war er eine halbe Stunde in dieser ruhigen Selbstbeschäftigung begriffen, da kam ein wohlgekleideter und wohlgebildeter Mann in den Garten, der Wein und Brod bestellte und an einen andern Tisch, jedoch in seiner Nähe, sich setzte. — Der Mann betrachtete, als er seinen Wein empfangen hatte, den Doctor mit besonderer Aufmerksamkeit, als wenn er sich besinnen wollte, ob und wo er ihn schon gesehen. Der Doctor, dem dieses nicht entging, und der deßhalb eine Unterhaltung anzuknüpfen suchte, stand auf, als wenn er einen Gang durch den Garten machen wollte, sprach aber, als er neben seinen Gartennachbar kam:

Doctor. »Das schöne Wetter hat Sie auch in's Freie gelockt?«.

Fremder. »Wer Berufsgeschäfte hat, muß die freien Stunden benutzen.«

Doctor. »Warum gehen Sie da nicht auf einen Platz, der mehr besucht ist, als dieser.«

Fremder. »Ich komme schon seit vielen Jahren hierher und halte auch den Wechsel des Wirthshauses für eine Art Untreue, die man sich nicht ohne Noth zu Schulden kommen lassen soll.«

Doctor. »Treue ist eine schöne Tugend, und wer sie im Kleinen, beim Wirthshausgehen schon ausübt, der zeigt, daß man sich auf ihn verlassen kann.«

Fremder. »Ich habe nicht von Treue gesprochen, um ein Compliment zu empfangen, sondern eine aufrichtige Antwort zu geben.«

Doctor. »Wer Gutes spricht, ohne sich zu besinnen, der trägt das Gute in sich und kann sich selbst auf seine Worte stützen.«

Fremder. »Mein Herr, Ihre Bemerkungen sind von der Art, daß ich überzeugt bin, Sie sind der, für den ich Sie halte.«

Doctor. »Für wen halten Sie mich?«

Fremder. »Für Herrn Doctor Wehrmann.«

Doctor. »Ich bin's. Woher kennen Sie meinen Namen?«

Fremder. »Mein Freund, Assessor Selbach, hat schon einige Mal mit mir von Ihnen gesprochen.«

Doctor. «Selbach macht mir das Vergnügen, mich zuweilen zu besuchen.»

Fremder. »Und Sie vergelten dieses Vergnügen mit guten Lehren.«

Doctor. »Er hat Vertrauen zu mir.«

Fremder. »Das ist wahr; denn er behauptet, Sie haben ihm den Schlüssel zu einer Lebensansicht gegeben, die er ohne Sie nicht hätte empfangen können.«

Doctor. »Wir betreiben die Naturlehre auf eine eigne Weise.«

Fremder. »Vermöge welcher man nicht nur mit der Natur, sondern auch mit ihrem Schöpfer bekannt wird.«

Doctor. »Wir trennen die Natur nicht vom Schöpfer und den Schöpfer nicht von dem Erschaffenen.«

Fremder. »Das sind eigenthümliche, ich möchte sagen, neue Ansichten.«

Doctor. »Es giebt zeitliche, aber auch ewige Eigenthümlichkeiten. Die zeitlichen beziehen sich auf eine Nation, auf eine Corporation oder auf einen einzelnen Menschen. Die ewigen gehören der Menschheit.«

Fremder. »Wer mag angeben, welche der Menschheit und welche nur einer Einzelheit oder einer Person angehören?«

Doctor. »Die Vernunft, der Verstand, das Gefühl und das Bewußtsein, daß wir sind.«

Fremder. »Diese Ansicht dringt mir zu tief. Ich bin nicht so gelehrig, wie der Assessor.«

Doctor. »Dann bedürfen sie, zur Wahrheit zu kommen, ein wenig längere Zeit, als er.«

Fremder. »Positive Wahrheit muß sich schnell begreifen lassen.«

Doctor. »Ei, so sagen Sie mir doch, warum man eine Sache begreifen, aber auch nicht begreifen kann?«

Fremder. »Derjenige, dem sie einleuchtet, begreift sie, dem sie nicht einleuchtet, begreift sie nicht.«

Doctor. »Demnach kann eine Sache wahr sein, ohne daß sie von Allen begriffen wird.«

Fremder. »Sie haben Recht. Mein Ausspruch hat keine völlige Giltigkeit.«

Doctor. »Sie scheinen nicht nur treu, sondern auch nachgiebig zu sein, weil Sie nicht auf Ihrem Ausspruche beharren.«

Fremder. »Ich suche Wahrheit, und da taugt der Eigensinn nichts, ungeachtet meine Natur eine Hartnäckigkeit besitzt, die mit eignen Augen sehen will.«

Doctor. »Das ist gut, sobald man eine gewisse Reife erlangt hat. Im Anfang ist sie hinderlich.«

Fremder. »Das glaube ich. Aber ich kann meine Natur nicht ändern.«

Doctor. »Das wäre auch nicht gut, weil die Natur uns lehren muß.«

Fremder. »Wie lehrt die Natur?«

Doctor. »Durch Formen, Farben und Bewegung.«

Fremder. »Aber wie lernen wir Farben, Formen und Bewegung verstehen?«

Doctor. »Hier kann ich nicht weiter antworten, weil, wenn ich die Wahrheit sagte, Sie überrascht würden und wahrscheinlich das Vertrauen verlören.«

Fremder. »Ist es recht, die Wahrheit zu verschweigen?«

Doctor. »Nein. Aber man soll sie vorsichtig austheilen, um nicht zurückzuschrecken.«

Hier trank der Fremde einen Schluck Wein; der Doctor aber sah auf die Uhr, als wenn er die Zeit berechnen wollte, welche ihm noch zu einer fernen Debatte übrig bleiben werde. — Man sprach jetzt wieder vom Wetter, von der Bedienung des Wirthshauses und der Gangbarkeit der vorbeiführenden Straße. — Der Doctor selbst begab sich wieder an seinen Tisch, um einen Schluck Wein zu trinken und einen Bissen Brod zu essen. Der Fremde ging mit ihm, und Beide setzten sich an des Doctors Tisch, als hätten sie ein wichtiges Geschäft abzumachen. — Es dauerte lange, bis der Discours wieder einiges Interesse bekam. — Der Doctor frug, mit wem er eigentlich zu sprechen die Ehre habe. Der Fremde stellte sich ihm als Professor Solbring vor, der schon längst begierig gewesen sei, des Herrn Doctor Wehrmann's Bekanntschaft zu machen. Der Doctor erwiederte diese Zuvorkommenheit, und es begann folgender Discours:

Doctor. »Sie scheinen Erwartungen von mir gehegt zu haben, die sich bei persönlicher Berührung selten realisiren.«

Solbring. »Ich muß gestehen, daß meine Erwartung hoch gespannt ist, indem Sie mit dem Assessor über Gegenstände von größter

Wichtigkeit und zwar auf eine Art gesprochen, die ihrer Neuheit wegen überrascht.«

Doctor. »Ich untersuchte die Gesinnungen des Assessors, um zu erfahren, ob er ein Christ sei, oder es erst noch werden müsse.«

Solbring. »Und der Erfolg?«

Doctor. »War zweifelhaft.«

Solbring. »Er ist christlich getauft, confirmirt und auferzogen, also muß er ein Christ sein.«

Doctor. »Ich kenne einen Menschen, der die Himmelsgestirne alle mit Namen weiß und doch kein Astronom ist.«

Solbring. »Es giebt freilich Erscheinungen, wo man mit dem Namen auch die Sache zu besitzen meint.«

Doctor. »Ja, und leider muß ich dieses noch weiter ausdehnen und sagen, daß diese Erscheinungen so häufig sind, daß sie unter den Menschen die Mehrzahl ausmachen.«

Solbring. »Dieser Behauptung möchte ich nicht unbedingt beistimmen.«

Doctor. »Wortgelehrsamkeit hat das Reich des Wissens größtentheils erobert, das Gedächtniß ist Herr, und von einem eignen, angeborenem Wissen, das doch allein Klugheit und Philosophie ist, wird kaum mehr gesprochen.«

Solbring. »Des Gedächtniß-Wissen kann man lehren, das Angeborne muß man Jedem selbst überlassen.«

Doctor. »Und dennoch lehrt man Musik, die dem Menschen angeboren ist. Man lehrt zählen, rechnen, messen und vergleichen, — Fähigkeiten die alle in unserer Natur liegen und von selbst in Thätigkeit treten.«



Solbring. »Sie haben recht. Aber wie lassen sich diese Naturanlagen auf die Religion anwenden, da dieselbe ein in der Zeit Entstandenes und in ihr Gebotenes ist?«

Doctor. »Die Religion, das heißt, das System, ist in der Zeit entstanden, ihr Wesen aber, ihr Geist, ist von Ewigkeit.«

Solbring. »Die gebotene Religion ist demnach eine Form, in welcher wir den Geist suchen sollen.«

Doctor. »So ist es.«

Solbring. »Ist aber die Form von der Art, daß in ihr nothwendig der und kein anderer Geist enthalten sein kann?«

Doctor. »Die Frage ist gut, aber so wichtig, daß ich nicht absehen kann, wie sie in so kurzer Zeit, als wir heute noch vor uns haben, erörtert werden kann.«

Solbring. »So will ich eine andere Frage stellen. Der Assessor hat mir erzählt, Sie behaupten, Gott erhöere die Bitte eines Jeden, der sich im Geiste an ihn wenden könne. Streitet das nicht gegen die Einheit Gottes? — Ist Gott nur Eins, so hat er ein selbstständiges, abgeschlossenes Ich. Dieses Ich kann ich wohl der Zeit, aber nicht dem Raume nach theilen.«

Doctor. »Wie verstehen Sie das?«

Solbring. »Gott kann vermöge der Einheit seines Ichs sich nicht so zertheilen, daß er in dem Augenblick, wo er eine Bitte in Indien hört, seine Aufmerksamkeit auch zugleich einer Bitte in Amerika, Spanien, Frankreich, Deutschland oder anderen Gegenden schenken kann.«

Der Doctor nahm nach dieser Aeußerung den Professor beim Arm, bat ihn, ihm einige Schritte zu folgen und, nachdem er ihn aus dem Schatten entfernt und mit dem Antlitz gegen die Sonne gestellt hatte, sprach er:

»Sehen Sie dort die Sonne am Himmel. Sie erscheint dem Auge wie eine kleine Scheibe, dessen ungeachtet erwärmt und erleuchtet sie den ganzen Erdball. Lassen Sie an einem Tage sich alle Bewohner der Erde, um sich zu wärmen, an das Sonnenlicht stellen, so wird doch Jeder den vollen Einfluß, als wäre er allein, empfinden. — Ja, geben Sie Jedem noch ein Brennglas in die Hand, womit er die Strahlen der Sonne sammelt, um Etwas, das vor ihm liegt, in Brand zu setzen, so wird doch kein Einziger weniger empfangen, und keine Pflanze, kein Blümchen, weder in Gärten, noch Fluren, verkürzt werden. — Da nun die Sonne, diese kleine Scheibe im Weltall, solches vermag, müssen wir da nicht nothwendig schließen, daß die ewige Lebenssonne, welche das ganze Universum erfüllt, daß Gott in seiner Unermeßlichkeit noch weniger beschränkt sein müsse, als die Sonnenscheibe, und noch weit eher, als diese, Jedem Licht, Leben und Erhörung zu spenden vermöge, der sich in sein Licht stellt und mit dem Brennglase eines aufrichtigen Herzens sich an ihn wendet? — Wenn wir ihn, den Ewigen, von uns trennen, so entfernen wir ihn aus seinem Lichte, und unsre Bitte wird ein leeres Zungenspiel dem keine Gewährung zu Theil werden kann.«

Solbring. »Dem zufolge wäre das ganze Universum weiter nichts, als eine ewige Lebenssonne?«

Doctor. »So ist es.«

Solbring. »Und diese Sonne wäre Gott?«

Doctor. »Nicht anders.«

Solbring. »Und wir und alle Schöpfungstheile, alle Sonnen und Welten in ihm?«

Doctor. »Wir in ihm, und er in uns.«

Solbring. »Ich staune und begreife dem Wortsinne nach, aber die Größe des Gedankens hindert mich, mir eine klare Vorstellung zu machen.«

Doctor. »Das glaube ich. Stets gewohnt, zu personificiren und zu individualisiren, können wir uns nur schwer zu einem obersten, allgemeinen Begriffe erheben. Bei solchem Geschäft reicht die Vergleichung der gesehenen und gehörten Vorstellungen nicht hin. Hier muß das Gefühl die Hauptthätigkeit übernehmen und uns sagen, was schön und gut, groß und erhaben ist.«

Solbring. »Nach Diesem wäre, um Begriffe zu bilden, das Gefühl so nothwendig, als Sehen und Hören.«

Doctor. »Wie man nur daran zweifeln kann. Wer den Zauber der Musik nicht fühlt, weiß nicht, was Musik ist. — Wer den Reiz und die Uebereinstimmung der Farben nicht fühlt, wie kann der wissen, was Malerei ist? — Wer Gott nicht fühlt, der kann seine Macht, seine Weisheit und Güte niemals begreifen und wird auch niemals Theil an ihm haben.«

Der Professor wußte auf Dieses nichts zu erwiedern und schien auf einmal in Nachdenken zu versinken. Der Doctor, der ihn nicht stören wollte, klingelte dem Kellner, um nach der Zeche zu fragen. — Der Professor, dem es auch Zeit zu sein schien, nach Hause zu gehen, sprach: »Wenn es Sie nicht belästigt, so begleite ich Sie.« — Dem Doctor war dieser Antrag angenehm. Sie gingen zusammen, sprachen unterwegs noch Mancherlei über das oben Gesagte und trennten sich, von Seiten des Professors mit der Bitte, ihn (den Doctor) von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen. — Der Doctor gab die Versicherung, daß es ihm stets willkommen sein werde; und so schieden sie mit dem Gefühle, einige angenehme und zugleich lehrreiche Stunden durchlebt zu haben.

## ***Das dritte Gleichniß.***

Der Doctor hatte sich, Familienangelegenheiten halber, auf eine Reise begeben, und darum blieben die beiden Freunde beinahe zwei Monate lang in ihren Forschungen auf sich selbst angewiesen. — Er war seit einigen Tagen zurückgekehrt, ohne daß sie es wußten, und sie wurden angenehm überrascht, als sie ihn auf einem Bauplatze fanden, wo Zimmerleute beschäftigt waren, ein Haus aufzuschlagen. Er betrachtete mit Wohlgefallen die vorliegende Arbeit, wo man ein Haus von Balken in die Luft hinaufbaut, ohne andere Bindungsmittel, als Querbalken. Die zwei Freunde eilten auf ihn zu, begrüßten und frugen ihn, ob sie ihn nicht bald mit einem Besuche belästigen dürften. Er erwiderte: »das kann gleich geschehen, nur wollen wir den Giebel vorher schließen sehen.« — Der Zimmermeister war indessen zu ihnen gekommen und drückte seine Freude über den Antheil aus, den die Herren an seiner Arbeit zu nehmen beliebten. — Der Doctor ließ sich gleich mit ihm in ein Gespräch ein und sagte:

»Es giebt für den Beobachter nicht leicht einen interessantern Anblick, als von geschickten Zimmerleuten ein Haus aufrichten zu sehen; wie sie ein zerstreutes Material so geschickt zu fügen und zu binden wissen, daß man glauben sollte, sie hätten eine Zauberformel, um Alles so sicher zu stellen. Sie nehmen nicht übel, wenn ich Sie frage, auf welchem Gesetze diese Kunst beruht?«

Werkmeister. »Herr, Sie fragen Etwas, das Sie gewiß so gut wissen, als ich. Doch wenn Ihnen darum zu thun ist, zu hören, wie wir über die Sache sprechen, so muß ich Ihnen sagen, daß in der richtigen Erkenntniß des Andreaskreuzes die ganze Kunst liegt. Ein solches trägt, bindet, stößt von sich, so daß man durch seinen richtigen Gebrauch so hoch bauen kann, als man will. Die Balken des besagten Kreuzes brauchen sogar nicht immer auf einander zu stoßen oder zu liegen, um ihren Zweck zu erfüllen, im Gegentheile, man trennt die vier Balken nach Willkühr, so aber, daß jeder einzelne mit den drei andern in Hinsicht ihres Tragens und Bindens im genauen Verhältniß bleibt und jedem, der nach einer Seite hin strebt, auf der andern eine Gegenwirkung hinstellt.«

Doctor. »Auf welchem Gesetz aber beruht die Sicherheit einer solchen Bindung?«

Werkmeister. »Auf dem Gesetz der Schwere.«

Doctor. »Da muß es viele Mühe kosten, den Arbeitern das begreiflich zu machen.«

Werkmeister. »Da giebt man sich keine Mühe, sie müssen es selbst, indem sie die Balken dazu vorbereiten, begreifen lernen.«

Doctor. »Selbstbegreifen! — Man sollte es kaum für möglich halten. Wir Gelehrten meinen, man könne keine Sache begreifen, ohne eine lange, schulgerechte Erklärung voraus zu schicken.«

Werkmeister. »Darum bauen die Gelehrten auch nur Häuser von Papier, in denen Niemand wohnen und sich wärmen kann; wir aber aus Balken, deren Zwischenräume sich schließen und befestigen lassen.«

Doctor. »Nun, und die Steinhauer?«

Werkmeister. »Die Steinhauer brauchen eigentlich gar nichts zu begreifen, als daß die Steine schwer sind und durch den Druck sich befestigen.«

Doctor. »Demnach erfordert Ihr Handwerk mehr Wissenschaft, als das des Steinhauers?«

Werkmeister. »Allerdings, insofern wir aufeinander setzen und binden müssen, Jene aber nur aufeinander zu setzen brauchen.«

Doctor. »Und auch den Steinhauern wird keine Erklärung gegeben?«

Werkmeister. »So wenig als den Zimmerleuten. Wer es nicht selbst einsehen lernt, ist unbrauchbar; derjenige aber der es einmal begriffen, meint nicht anders, als es sei ihm angeboren, und kann sich den Zustand, wo er es noch nicht begriffen hatte, gar nicht mehr vorstellen. Darum wird auch derjenige, der es noch nicht fassen

kann, mit den rohesten Schimpfnamen von Dummheit und Blödsinn tractirt.«

Doctor. »Ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Belehrung und werde auch in meinen Arbeiten ein solches Verfahren einzuführen suchen.«

Er entfernte sich mit seinen beiden Freunden und begab sich mit ihnen in seine Wohnung. Dort angekommen, drückten sie ihre Freude über das unvermuthete Wiedersehen aus. Er aber sprach: »Nun werden wir, was wir versäumt, wieder einzubringen suchen müssen.«

Die beiden Freunde übergaben dem Doctor ihre schriftlichen Aufsätze. Er las Einiges darin und sagte: «Schreiben ist gut, denn es nöthigt uns, wenn wir mit dem gelernten Wissen zu Ende sind, in uns selbst zu suchen und etwas Freies, selbst Gedachtes auszusprechen. — Sobald wir einmal dahin gekommen, nicht nur aus fremden, sondern aus eignen Brunnen schöpfen zu können, sind wir der Sache auf der Spur und müssen zur Erkenntniß kommen.«

»Sie, mein werther Freund Selbach, haben von der Geschichte der Künstler, die das schönste Bild, den Apollo, aus dem Museum entfernt wissen wollten, Veranlassung genommen, auf kunstgerechtem Wege über den Stifter der christlichen Religion nachzudenken. Sie haben in dem erhabenen Bilde Christi, wenn auch nur ein Ideal, den Geist des Christenthums empfinden und erkennen lernen, um wie viel mehr muß dieses der Fall sein, da Sie sich überzeugt haben, daß das Bild nicht nur eine Idee, sondern ein Portrait ist. — Es ist keine Rede; nur ungewöhnliche Kunst- und Geistesanlagen sind im Stande, ein erhabenes Ideal zu entwerfen; dessen ungeachtet steht ein Original weit über dem Ideal, weil wir in jenem die erhabenste Idee verwirklicht sehen. Für uns aber wird selbst das Portrait wieder zu einem Ideal, weil jenes uns zur Nachahmung gegeben, jedoch so hoch steht, daß wir staunend es betrachten und zufrieden sein müssen, ihm nur ein wenig zu gleichen. Dieser Weg ist nach dem Ausspruche älterer Weisen

sicher, allein der schwerste, weil die Reinheit einer bloßen Idee unser Inneres läutern und gleichsam durch eine geistige Sublimation das Reinste in uns zur Thätigkeit erwecken muß.«

»Sie, mein theurer geistlicher Herr, meinen, wenn man die Religion, wie die Musik, in ihre Elemente auflösen und einüben könnte, so wäre für die Sache, wo nicht Alles, doch Viel gewonnen. Ich stimme Ihnen bei und behaupte sogar, daß, so lange wir dieses nicht im Stande sind, die christliche Kirche noch auf unsichern Pfeilern ruht. — Die Idealisten sind nicht im Stande, der Kirche die gehörige Festigkeit zu geben, weil ihre Thätigkeit viel zu ätherisch ist, um eine Theorie daraus zu ziehen. Darum wollen wir nicht müde werden, bis es uns gelungen ist, eine solche Lehrart zu finden, die Jeden befriedigen kann, der Durst nach göttlicher Wahrheit hat.«

»Wir haben bei dem Zimmermeister noch eine Lehrart entdeckt, die Alles übertrifft, was Methoden nur leisten können. — Hier wird gar nicht gelehrt. Aus dem Mechanismus körperlicher Thätigkeit muß der Begriff, der Geist, sich entwickeln. Auf diesem Wege übt man eine Sache zuerst aus und erklärt sich dann selbst die Ursache. Es ist dieses auch ein elementarisches Verfahren, aber noch einfacher, als der Herr Diaconus wünscht. — Hier beruht Alles auf dem Können, weil ohne solches kein positives Wissen denkbar ist. Nach diesem Grundsatz muß man erst zu zählen wissen, ehe man rechnet. Man muß selbst schwimmen können, um anzugeben, auf welche Weise die Glieder dazu thätig sein müssen. Nur derjenige, der fechten kann, weiß, was Fechtkunst ist. Nur der ausgelernte Künstler hat einen klaren Begriff von dem Geiste seiner Kunst. — Würden wir nach diesen Folgerungen, denen noch eine große Menge beizufügen wäre, zu voreilig schließen, wenn wir sagten: Nur der Christ, das heißt, nur der in das Wesen des Christenthums practisch Eingeweihte ist fähig, den Geist desselben zu erkennen und zu begreifen. —

Von dieser Seite aus betrachtet, wissen wir auch gleich, was wir von den Schriften zu halten haben, die gegen das Christenthum sprechen. — Sie sind geschrieben von Nichtchristen, die dem

Schwachen gleichen, der Jeden einen schwärmerischen Thoren nennt, welcher an die Schwimmkunst glaubt, da ja der Mensch keine Floßfedern habe. — Hier fehlen nur die Worte, um mich überzeugend genug zu erklären, und darum mag der kategorische Grundsatz genügen: daß Keiner irgend eine Sache begreifen kann, ehe er sie in Ausübung gebracht. — Freilich stoßen wir das Verfahren der jetzigen Religionslehrer gänzlich um, wo man meint, durch Erklärungen den Geist beizubringen. — Auswendig gelernte Katechismen nebst andern religiösen und biblischen Sprüchen, mit einer frömmelnden Miene gesprochen, machen jetzt den Christen aus; von den vorgeschriebenen Proben des Christenthums will man nichts wissen, und der Christlichste, der gegen Verleugner der Evangelien mit Feuer und Schwert zu Felde zieht, ist leichter dahin zu bringen, die Evangelisten einer falschen Ansicht zu beschuldigen, als die Wahrheit der vorgeschriebenen Proben eines reinen christlichen Glaubens zuzugestehen.«

»Sie werden sich wundern, daß Sie mich von Proben sprechen hören, von denen Sie wahrscheinlich in Ihrem Leben Nichts vernommen, die Sie vielleicht gelesen, ohne sie beachtet zu haben, und von denen zu sprechen sich jeder Religionslehrer wohl hütet, aus Furcht, es möchte seinen Zuhörern einmal einfallen, auch solche zu verlangen. — Ich werde Ihnen die vorgeschriebenen Proben vortragen und Sie dann fragen, ob Sie je etwas Klareres, Bündigeres und logisch Richtigeres gehört haben. Es sind die Verse 15, 16, 17, 18, im 16ten Capitel des Evangeliums Marci und heißen:

„Und (Jesus) sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur.“

„Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden: Wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.“

„Die Zeichen aber, die folgen werden denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden,“



„Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen.“

«Deutlicher lassen sich die Proben des wahren Christenthums nicht bezeichnen. Und es ist sich nicht zu verwundern, daß in einer Zeit, wo solche gänzlich mangeln, die Sache ihren Werth verliert und als eine zeitliche Staatsanstalt betrachtet und behandelt wird. — Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, ohne Schaden Tödliches trinken und endlich durch Händeauflegen die Krankheiten, wenn auch nicht heilen, doch mildern, sind Dinge, die Jeder sollte vollführen können, der Ansprüche auf ein Vorsteher- oder Lehrarmt der Theologie und der christlichen Kirche macht.»

Der Diaconus war überrascht und frug: »Stehen die Verse gerade so in der Bibel?« — Der Doctor sprach: »Wenn ein Geistlicher fragt, so ist es einem Laien nicht zu verargen, wenn er es nicht weiß.« — Der Doctor schlug eine auf seinem Schreibtisch liegende Bibel auf und gab ihm die Verse zu lesen. — Nachdem dieser es mit fliegenden Blicken gethan, sprach er: »Wahrhaftig, da stehet Wort für Wort:

„Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden zc.“

Wofern es wahr ist, daß Diejenigen, die nicht glauben, verdammt werden, so sind auch Alle verdammt, die solche Thaten nicht thun können. — Es ist natürlich, daß, da Alles in der Welt seine Proben hat, solche in der wichtigsten Angelegenheit des menschlichen Lebens, in seinen religiösen Wirkungen, nicht mangeln dürfen. — Wer auch spricht, er glaube, und seinen Glauben nicht durch solche Werke zu besthätigen vermag, hat einen Lügenglauben und wird verdammt. Ich gestehe, daß ich durch dieses Bekenntniß mein eignes Verdammungsurtheil spreche, danke aber doch unserm Lehrer, dem Herrn Doctor, für die Wohlthat, mir deutlich den Standpunkt gezeigt zu haben, auf dem ich mich befinde, und werde mich bemühen, einst zur Probe schreiten zu können.« Der Doctor erwiederte:

»Ich wollte Sie an die Grenze führen, wo kein Bleibens mehr ist, sondern wo Sie nothwendig vor- oder rückwärts zu schreiten gezwungen sind. — Rückwärts geht ein muthiger Wanderer nicht, und darum wollen wir uns frohen Sinnes die Hände reichen und der Zeit der Proben standhaft entgegengehen.«

Der Doctor ließ sich auf keine weitem Erklärungen mehr ein, und man trennte sich im Gefühle einer unausweichlichen Nothwendigkeit, den betretenen Pfad standhaft zu durchwandeln.

## ***Der Verwandte.***

Der Assessor war ein Neffe des Decans Blumhof, eines angesehenen und wegen seiner canonischen Strenge sehr geachteten Geistlichen. Dieser hatte erfahren, daß jener mit Doctor Wehrmann, den er in Verdacht des Atheismus und der Freimauerei hatte, Umgang pflege. Aus diesem Grunde kam er einmal in die Residenz, um sich von der Sache selbst zu überzeugen und die besagte Verbindung aufzuheben. Er wurde vom Assessor, der nichts weniger, als eine Auskundschaft in diesem Besuche vermuthete, mit herzlicher Freude empfangen und mit Allem, was ihm zu Gebote stand und seinem werthen Gaste Vergnügen machen konnte, unterhalten und bewirthet. — Nach dem Essen, als der Kaffee schon getrunken war, und die Frau des Assessors sich auf einige Zeit aus dem Speisezimmer entfernt hatte, um wieder Alles, was man gebraucht, in Ordnung zu bringen, rückte der Decan mit der Absicht seines Besuchs heraus und frug den Assessor, in welcher Berührung er mit Doctor Wehrmann stehe. — Der Gefragte, kein Arges vermuthend, gab unumwundenen Bericht und gewährte erst beim Schlusse seiner Relation die finstere Miene seines Onkels. Letzterer verhehlte seinen Argwohn nicht länger und entwickelte auf folgende Art seine Besorgnisse.

»Mein Lieber! Du weißt, Deine Mutter war meine Schwester. Wir haben stets ein trauliches Verwandtschaftsverhältniß unter allen Gliedern meines väterlichen Hauses unterhalten. Deine Mutter und ich waren uns besonders gewogen, denn jedes Ereigniß in ihrer Familie mußte ich mit ihr theilen, bei fröhlichen mich freuen und bei traurigen meine Theilnahme beweisen. — Ich war schon im Amte, als Du das erste Mal das Gymnasium besuchtest, und erinnere mich noch jenes Tages als eines Familienfestes, das von Deinen Eltern gefeiert wurde. — Damals versprach ich für Dein zeitliches, wie für Dein ewiges Glück zu wachen und zu sorgen. — Ich habe Wort gehalten, und Du belohntest meine Theilnahme durch Fleiß und Wohlverhalten. — Ich betrachtete Dich, da ich keine Kinder habe, als meinen Sohn, der die Fußstapfen seiner Eltern nie verlassen und unter allen Umständen den Grundsätzen seiner Religion getreu bleiben werde. — Nun weiß ich Dich in einer Gesellschaft, die mir nicht gefällt und in mir die Besorgniß erweckt, Du möchtest den Weg Deiner Eltern verlassen haben.«

Der Assessor, der nun einsah, wohin des Onkels Anrede zielte, vertheidigte sich selbst und, da er wohl sah, wem die Beschuldigung galt, auch den Doctor auf alle mögliche Weise. — Als aber der Decan gar nicht hören wollte und den Doctor für einen gefährlichen Menschen, für einen Atheisten erklärte, der nicht mehr werth sei, als aus der Christenheit ausgestoßen zu werden, wurde der Assessor aufgeregt und sprach mit entschiedenem Ausdruck: »Doctor Wehrmann ist ein besserer Christ, als jeder andere, den ich kenne, und sogar Sie, mein theuerster Onkel, nicht ausgenommen.« — Auf diese Aeußerung wurde der Decan heftig und sprach: »Ich will in keine Vergleichung mit einem Menschen gesetzt sein, den ich verachte und für eine Giftpflanze der menschlichen Gesellschaft ansehe.« — Der Assessor erwiderte: »Bester Onkel, Sie gehen zu weit! — Ich habe dem Doctor Viel, zu Viel zu danken, als daß ich ihn gelassenen Muthes auf eine solche Weise verunglimpfen lassen dürfte.« — Der Decan schien sich zu fassen und sprach mit ruhigem, aber festen Tone: »Neffe! Einen mußt Du aufgeben; mich oder den Doctor.« — Der Assessor wollte sprechen, der Decan aber fiel ihm in die Rede und sagte mit Heftigkeit: »Mich oder den Doctor.« —

»Wohlan, Herr Onkel« sprach jetzt der Assessor feierlich, »hören Sie auf Ihre Drohung auch meine Erklärung:«

»Sie glauben, wie Sie schon öfters von sich gerühmt, an den buchstäblichen Inhalt der Bibel und müssen ihn daher erprobt haben. Ich werde Ihnen die Proben eines echten Christen aus dem Evangelium vorlesen, und wenn Sie dieselben als wahr erkennen und factisch zu beweisen im Stande sind, dann will ich Ihre Worte erwägen und sehen, in wie weit ich Ihnen Folge leisten kann. — Hier sind die Proben.« — Er holte die Bibel, schlug das Evangelium Marci auf und las die vier bekannten Verse:

„Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur.“

„Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden. Wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.“

„Die Zeichen aber, die da folgen denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden,“

„Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen.“

»Nach Diesem erkläre ich feierlich: Wenn Sie Eine von diesen Proben als Bedingung des Glaubens, als Bedingung eines wahren Christen geben können, und der Doctor kann es nicht, so werde ich seinen Umgang aufgeben. Sollten Sie es aber nicht können, der Doctor aber im Stande sein, so schwöre ich, soll er mein Führer und Lehrer bleiben, so lange ich lebe.«

«Du bist ein Thor,« rief jetzt der Decan, »der aus verschlossenen Wahrheiten Gift zieht. — Welcher Sterbliche wäre jetzt noch vermögend, solche Proben zu machen, die man nur in den ersten Zeiten des Christenthums, in der Nähe des Erlösers machen konnte. — Unsere erste Christenpflicht besteht darin, unser Unvermögen zu erkennen, dagegen unbedingt an solche Werke zu glauben, womit

sich Christus und seine Apostel verherrlichten.« — »Ich weiß genug,« sprach jetzt der Assessor. »Im Evangelium ist keine Zeit angegeben, in welcher solche Werke vollbracht werden sollen. Es heißt ohne alle Beschränkung: „Die Zeichen aber, die da folgen Denen, die da glauben, sind die.“ — Wer den Sinn dieser Worte beschränken will, thut nicht besser, als Diejenigen, die Christus in Beziehung auf Religion ganz aus dem Spiele lassen wollen. — Die Proben müssen jetzt und immerdar gemacht werden können, dann hat das Christenthum Realität. — Im andern Falle aber, wo man solche Lehren, die uns zu einer positiven Wirksamkeit, zu einer factischen Beweislieferung auffordern, bei Seite setzt und sie aus Gemächlichkeit für unausführbar erklärt, verleugnet man, gleich den Schriftgelehrten und Pharisäern, den Messias, geißelt und kreuziget ihn, und wird der Schriftgelehrten und Pharisäer Lohn empfangen.«

Der Decan, als er die Hartnäckigkeit des Assessors sah, stand auf, rief zum Fenster hinaus seinen Kutscher und befahl ihm, sich zur Abreise so schnell als möglich bereit zu machen. — Der Assessor war zu aufgereggt, um noch einen Versuch zur Besänftigung seines Onkels machen zu können. — Der Decan blieb unverrückt am Fenster stehen, um sich gleich zu entfernen, sobald der Kutscher vorfahren würde. Dieser gab das Zeichen und der Decan entfernte sich mit den Worten: »Mich oder den Doctor hast Du aufzugeben.« — Wenn Du Christensinn hast, ist die Wahl leicht; hast Du diesen nicht, dann habe ich auch nichts verloren.« — Er eilte schnell die Treppe hinunter und stieg ein. Der Assessor begleitete ihn, trotz seines Verdrusses, an den Wagen und rief ihm, als er davonfuhr, noch ein lautes Lebewohl nach. Die Frau, welche den Disput der Männer gehört hatte, ließ sich erst wieder sehen, als der Decan schon abgereist war. Sie frug den Mann um die Ursache des Wortwechsels. Er beschwichtigte sie mit den Worten: «Der Onkel hat mich genöthigt, mein christliches Glaubensbekenntniß abzulegen; da dieses aber nicht ganz in seinem Sinne ausfiel, wurde er verdrießlich, wollte mich belehren, und als ihm dieses nicht gelang, rief er dem Kutscher und fuhr höchst erbittert davon.«

Die Frau gab sich zufrieden, weil sie den Decan, einer gewissen apostolischen Strenge wegen, nicht sonderlich liebte. Der Assessor aber suchte den Diaconus auf, um ihm Nachricht von diesem Vorfall zu geben.

## ***Besuch beim Doctor.***

Der Assessor begegnete dem Diaconus unterwegs, schloß sich sogleich an ihn an und setzte ihn von den Zerwürfnissen mit dem Decan, seinem Onkel, in Kenntniß. Sie beschlossen, den Doctor zu besuchen, ihm den Vorfall zu erzählen, um dadurch vielleicht nähere Auskunft über die bekannten Glaubensproben zu erhalten. Sie kamen zu ihm, trafen aber den Professor Solbring, mit welchem er in ein tiefes Gespräch verwickelt schien. Sie wollten sich wieder entfernen, der Doctor aber hieß sie bleiben, indem er sprach: »Was der Herr Professor und ich zu verhandeln haben, dürfen Sie, da Sie alte Bekannte sind, und unsre Unterredung Dinge berührt, die für Sie gleichfalls von Interesse sein können, wohl hören. Der Herr Professor nämlich liegt noch zwischen Glauben und Zweifel gefangen und weiß nicht, auf welche Seite er sich schlagen soll. Die vier Probeverse des Evangeliums Marci sind ihm so schwer zu verdauen, daß er fürchtet, er möchte sich davon den Magen auf immer verderben. Vielleicht haben Sie, meine Freunde, auch einige Magentropfen nöthig, und da geht es in Einem hin, ob man sie nur Einem oder Mehreren zugleich reicht. Ich bitte daher den Herrn Professor, in seiner Opposition fortzufahren.« »Es handelt sich nämlich,« fuhr er gegen die andern Beiden fort, »um die Wahrheit der vier Verse, die wir als Probe für das Christenthum aufgestellt.« — Der Professor begann zu reden und sprach:

»Ich muß bekennen, die vier Verse sind von der Art, daß sie, wenn man sie nur halbwegs mit gesunden Augen gelesen, nicht

ausdeuten kann; denn die Worte: die Zeichen aber, die da folgen werden Denen, die da glauben, sind die — lassen, vermöge ihrer Consequenz und logischen Stellung, keine andere Deutung zu. Allein, sobald wir die Proben selbst betrachten, so muß Jeder gestehen, daß sie von der Art sind, die allen Glauben übersteigt.« — Auf Dieses erwiederte der Doctor: »Proben müssen geglaubt werden, weil man mit Augen sieht.«

Professor. »Wo finden wir Proben?«

Doctor. »Haben Sie je solche gesucht?«

Professor. »Was nützt das Suchen, wo man im Voraus weiß, daß Nichts zu finden ist?«

Doctor. »Bei dieser Art zu denken, werden Sie freilich niemals Etwas finden. Factische Beweise liefert kein Eingeweihter vor versteckten Sinnen, weil man, statt zu glauben, ihn mit Neid und Argwohn verfolgen würde.«

Professor. »Wer könnte so niedrig sein?«

Doctor. »Alle, die sich überwiesen sähen und die Kraft nicht hätten, ihren Irrthum zu gestehen. — Der Mensch kann Alles leichter, als eine vorgefaßte Meinung oder ein Vorurtheil aufgeben.«

Professor. »Demnach läge die Opposition nicht sowohl im Unglauben, als in der leidigen Rechthaberei des Menschen?«

Doctor. »Ich kann's nicht leugnen.«

Professor. »Und Sie halten mich auch nicht frei von dieser Schwäche?«

Doctor. »Das müssen Sie selbst am besten wissen.«

Professor. »Ich muss bekennen, daß, ungeachtet ich Sie vor vielen Andern hoch schätze, ich doch eine kleine Freude gehabt haben würde, Sie in einige Verlegenheit zu setzen.«

Doctor. »Und, im Fall es mir gelingen sollte, über diese Schadenfreude zu siegen, hätte ich da nicht eine kleine Probe geliefert?«

Professor. »Etwa durch Teufelaustreiben?«

Doctor. »Heißen Sie es, wie Sie wollen! Doch so Viel muß ich sagen, daß Keiner, der sich nicht auf factische Beweise stützen könnte, Ihre Rechthaberei besiegen würde.«

Professor. «Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, ohne Nachtheil Tödliches trinken, und endlich durch Auflegung der Hände Krankheiten mildern, sind Dinge, die, wenn sie möglich wären, nicht eingeführt werden dürften, indem aus einem solchen Treiben ein Unfug entstehen würde, wo man sich vor Teufelsbannern und Wunderdoctoren nicht zu helfen wüßte.«

Doctor. »Wie, und Sie halten dafür, der Glaube an solche Proben herrsche nicht unter allen Völkern? — Da kennen Sie die Menschen wenig. — Unter den Bürgersleuten, besonders auf dem Lande, hat dieser Glaube so feste Wurzel, daß er nicht auszurotten ist. Aber darin liegt das Betrübende, daß dieser Glaube ohne Lehrer und Führer ist. — Die Vornehmen und Gelehrten entziehen sich jenen Regionen, leugnen in behaglicher Selbstklugheit und überlassen die factische Beweisführung der heiligsten Sache der Menschheit hysterisch kranken Mädchen, Zigeunern, Schäfern, Jägern, bigoten Müßiggängern und einem ganzen Heere von Schlemmern, die auf Unkosten der Verblendeten und von keinem Hirten Geführten sich gute Tage machen und die Menschheit immer weiter vom Ziele entfernen.«

Professor. »Hierin stimme ich unbedingt bei. Wenn Proben zu machen sind, muß es von den Ersten, von den Aufgeklärtesten eines Volkes, aber nicht von Ungebildeten und Unwissenden geschehen. — Es handelt sich also nur darum, ob überhaupt die Proben zu machen seien.«



Hier trat eine kleine Pause ein. — Der Doctor schien sich zu besinnen, sah auf die Andern und sprach endlich: »Der Herr Professor setzt mir das Messer an die Kehle und zwingt mich zu geben, was ich besitze; und darum sage ich: die Proben sind zu machen.«

Professor. »Da Sie selbst sagen, ich setze Ihnen das Messer an die Kehle, so will ich meine augenblickliche Ueberlegenheit benutzen und Sie fragen: Haben Sie je solche Proben gemacht?«

Doctor. »Ich habe diese Frage kommen sehen und antworte darauf: daß ich mich für den verächtlichsten Menschen halten müßte, bei solchen wichtigen Dingen mit Lügen umzugehen und Etwas zu behaupten, wovon ich nicht unwiderlegbare Beweise hätte. Ich habe in meinem Leben keine Rechnung geschlossen, ohne die Probe zu machen. Ich würde mich schämen, zu sagen, ich habe den Rigi bestiegen, wenn es nicht geschehen wäre. So sage ich jetzt, und bekräftige es gleichsam eidlich, daß ich in Beziehung auf Religion und die Urgesetze derselben noch kein Wort gesprochen, dessen Wahrheit ich nicht vorher durch practische Erfahrung erprobt gefunden hätte.«

Professor. »Ich danke Ihnen. Ihr Wort ist mir eine größere Bürgschaft, als alle Schriften. Doch erlauben Sie mir noch eine Frage: Was heißt das, mit neuen Zungen sprechen? — Die Orthodoxie hält es für die Geschicklichkeit, in allen Sprachen zu reden, so, daß der Deutsche mit dem Griechen griechisch, mit dem Indier indisch, mit dem Chinesen chinesisches, kurz mit jedem Erdbewohner in dessen Landessprache zu reden fähig ist. — Liegt hierin der Sinn der angeführten neuen Zungen?«

Doctor. »Das Wesentliche der angeführten neuen Zungen ist eigentlich das Grundprinzip der ganzen Bibel und zugleich das Vermögen, die in den vier Versen vorgeschriebenen Proben zu machen. — Des Menschen erhabenste Eigenschaft ist die Sprache. Diese aber muß nicht nur im Munde, wo sie bloß nach Außen geht, sondern in allen Theilen des Leibes, in allen innern und äußern Organen erweckt sein, dann weiß der Mensch, was Geisteskraft und

Freiheit ist; dann wird er mit seiner Hand Krankheiten mildern, Schlangen vertreiben und Gefahren des Todes beseitigen.«

Der Professor sah den Doctor mit staunenden Blicken an, wie einen Menschen, der aus dem Monde gefallen und ihm von dorthier Neuigkeiten erzählt. — Endlich sprach er: »Was Sie sagen, ist so überraschend und neu, daß man Mühe hat, es zu fassen. Sie behaupten, des Menschen erhabenste Eigenschaft sei die Sprache. Ich will einmal versuchen, aus diesem Satze einige Folgerungen zu ziehen: Die erhabenste Eigenschaft ist die Sprache; die Sprache ist Wort; Wort ist Licht; Licht ist Leben: Der ganze Leib besitzt Leben, folglich muß er auch überall Licht und Wort in sich haben. — Wofern diese Schlußfolge Realität enthält, dann sind die neuen Zungen im Wesen des Menschen gegründet und hängen dergestalt mit seiner Natur zusammen, daß es aufhört, ein Wunder zu sein, dagegen als höchstes Naturwunder erscheint. — Herr Doctor! Wenn es mit der Erweckung der besagten neuen Zungen Ernst und nicht nur eine poetische Phrase ist, so bitte ich Sie, die Zungen aller meiner Lebenstheile, meiner innern und äußern Organe zu lösen und mich bei keiner der nothwendigen Operationen zu schonen.«

Doctor. »Die Operation muß Jeder selbst an sich vornehmen; man kann nichts als ihm die Mittel dazu an die Hand geben. Sie haben deren schon mehre empfangen, werden noch mehre erhalten und da kömmt es nur auf die Festigkeit Ihres Willens an, die Zungen alle oder nur einen Theil, sie ganz oder nur zur Hälfte zu lösen.«

Der Professor versprach sein Mögliches zu thun. Auch die Andern stimmten diesem Versprechen bei und nahmen, als sie sich entfernten, die Ueberzeugung mit sich, daß der Doctor den Schlüssel zu Geheimnissen der Natur gefunden haben müsse, von welchen man in unsern Tagen keine Idee und keine Ahnung mehr hat.

# ***Prophetie.***

Der Professor lud, ehe er den Doctor wieder besuchte, den Assessor und den Diaconus einige Male zu sich, um mit ihnen über Alles, was er und sie von dem Doctor gehört, zu sprechen und aus der Zusammenstellung desselben einen Plan oder eine Art System zu bilden.

Der Assessor gab bei dieser Gelegenheit die Geschichte Apollos zum Besten und entwickelte seine Gedanken über den Werth eines in der Geschichte verwirklichten Ideals. Hier schienen sich Alle ziemlich zurechtzufinden; denn ein aufgestelltes Vorbild nachzuahmen, liegt der menschlichen Natur so nahe, daß man oft zu großen Werth darauf setzt und in der Uebereinstimmung unbedeutender Kleinigkeiten mit dem Vorbilde schon große Vollkommenheiten erblickt. — Selbst der Professor fühlte sich, von dieser Art sich auszubilden, so sehr angezogen, daß er die herrlichsten Beziehungen daraus ableitete und sich beinahe jetzt schon für einen Weisen hielt.

Der Diaconus brachte nach Diesem die Pestalozzische Methode zur Debatte, indem er die Behauptung aufstellte, daß das vorzüglichste Vorbild nicht hinreiche, so lange man die Elemente nicht kenne, wodurch es seine Vollkommenheit errungen habe. — Jeder gab sich Mühe, über diese geistige Elementarlehre zu sprechen, aber bald fühlten Einer wie der Andere, daß sie nur mit Phrasen spielten, die noch kein einziges Merkmal elementarischer Eigenschaften an sich trügen. »Hier sind wir unmündig,« sprach endlich der Professor; »Sie so gut als ich, und ich so gut als Sie. Hier kann nur der Doctor Licht verschaffen. Kein Buch, keine Lehranstalt, keine Universität und keine mir bekannte Doctrin vermag es. Nur der Doctor allein; ja, ich möchte sagen — Er allein unter allen Bewohnern der Erde.«

Nachdem sie sich umsonst abgemüht, etwas Elementarisches zu finden, kam noch die einfache Methode der Zimmerleute zur

Sprache, welche den Professor überraschte und ihm Gelegenheit gab, sich ziemlich treffend darüber auszusprechen.

»Es ist,« sprach er, »ein Vermögen im Menschen, vermittelt dessen er selbst begreifen und wissen kann. Wie weit dieses Vermögen reicht und wo es endet, dies zu wissen, scheint der Schlußstein der Lehre des Doctors, der Schlußstein aller Lehren der Weisheit zu sein. — Die Alten haben so Viel von einem entfesselten Genius gesprochen, daß man schon als Laie oft versucht wird, zu glauben, sie sprechen von einer menschlichen Eigenschaft, die vorher gebunden war, dann aber entfesselt eine Ilias erzeugt, die Kunstwerke eines Phidias, eines Pausanias, eines Apollos und vieler andern in's Leben gerufen. — Wer kann uns hierüber Aufschluß geben? — Antwort: Unter allen Sterblichen nur der Doctor. Wir wollen hin zu ihm in der Stimmung, in welcher wir uns befinden, ihn fragen, ob es einen solchen Genius gebe, in welchem Zusammenhange die neuen Zungen mit ihm stehen; und ob es endlich dem Staubgebornen möglich sei, sich dem innersten Heiligthume Gottes und der Natur dergestalt zu nahen, daß sich ihm die Räthsel des Lebens lösen und Unsterblichkeit nothwendige Folge seines Daseins wird. — Eines aber sage ich Ihnen: Ich werde mir in Gegenwart des Doctors alle Gewalt anthun, mich von seiner Ueberlegenheit nicht hinreißen zu lassen, damit wir zur evidentesten Ueberzeugung kommen, ob auch er, von keinem Irrthum befangen, ein festes Gebäude und nicht nur ein prachtvolles Schaugerüste hergestellt habe.«

Sie gingen zusammen zum Doctor und fanden ihn allein, auf das Sopha gelehnt. Sie entschuldigten sich, im Falle sie ihn in der Mittagsruhe gestört hätten. Er erhob sich schnell und sprach: »Es war keine, Ruhe, in welcher Sie mich fanden. Ich übte mich ein wenig in der Behandlung meiner neuen Zungen, um, wenn auch keine Virtuosität, doch eine nicht ganz gewöhnliche Fertigkeit zu gewinnen. — Seien Sie mir herzlich willkommen und nehmen Sie Platz.«

Nachdem sie sich gesetzt hatten, sagte der Professor: »Herr Doctor, ich habe schon bemerkt, man muß sich darauf gefaßt machen, von Ihren Antworten immer überrascht zu werden. Sie sprechen von den neuen Zungen wie von einer Sache, die gänzlich in unsre Gewalt gegeben werden kann, so zwar, daß sich die neuen Zungen zu ihrem freien Willen verhalten, wie die Register einer Orgel zum Willen des Organisten, der sie nach Belieben öffnen und dann wieder schließen kann. — Was ist denn das für ein Vermögen? und mit welchem Namen wird es im gewöhnlichen Leben bezeichnet?«

Doctor. »Im gewöhnlichen Leben hat es verschiedene Namen. — Die Christen heißen es Wiedergeburt, auch Christus, meistens aber den heiligen Geist. Der Mahomedaner erkennt es in der Stimme des Propheten. — Dem Bramanen ist es die himmlische Weisheit; dem Juden das Wort Gottes; nach den Begriffen unserer Zeit müssen wir es Prophetie nennen.«

Professor. »Was ist Prophetie?«

Doctor. »Die Kraft, die in's Verborgene sieht, die Zeit mit der Ewigkeit verbindet, Vergangenheit und Zukunft an die Gegenwart knüpft und mit geistigen Blicken durchschaut; sie ist das lebendige Licht alles Wissens und Könnens; sie durchdringt Alles, belebt Alles und liefert uns den Beweis der Unsterblichkeit.«

Professor. »Wer ist zur Prophetie berufen?«

Doctor. »Alle Menschen, denn sie ist eine Anlage unserer Natur.«

Professor. »Wenn sie eine solche Anlage wäre, müßte sie doch in unsrer Zeit, wo man alle Kräfte der Natur sucht und benutzt, auch gekannt sein.«

Doctor. »Sie würde auch gekannt sein, wenn nicht ein großer Theil der Menschen sich dagegen sträubte.«

Professor. »Wer sträubt sich dagegen?«

Doctor. »Sie und Alle Ihres Sinnes, die sich vor der Stimme einer positiven Wahrheit, vor welcher die Selbstklugheit verschwinden müsste, zu fürchten scheinen.«

Professor. »Aber bedenken Sie, wofern eine solche Anlage vorhanden wäre und sich entwickeln ließe, welche Verwirrungen daraus entstehen müßten? — Jeder würde sich für einen Propheten ausgeben und seinem Nachbar heute Dieses und morgen Jenes vorspiegeln und auf diese Art Haß und Zwietracht, Schwärmerei und Aberglauben verbreiten.«

Doctor. »Wie kurzsichtig doch Leute, die man unter die Vernünftigen zählen muß, in die Welt hineinschauen.« — Welches Unheil hat die Geschicklichkeit, Feuer zu schlagen, schon verursacht? Sollte sie darum nicht vorhanden sein? — Welche Greuel und Verwüstungen entstehen durch das Pulver? und doch wird es keinem Vernünftigen einfallen, zu wünschen, es wäre nicht entdeckt. — Welche Uebel haben die Bücher schon herbeigeführt, wie manches Herz vergiftet und wie vielerlei falsche Grundsätze verbreitet? — Sollte es darum keine Gelehrten, keine Bücher mehr geben, die durch den Nutzen, den sie der Menschheit verschaffen, die Uebel tausendfältig wieder gut machen. So ging es, wenn die herrlichste Kunstanlage des Menschen, die Prophetie, wieder erweckt und in Ausübung gebracht würde, wo mancher Irrthum stattfinden und mancher Mißbrauch entstehen könnte; aber was wäre das gegen die Wohlthat einer freien, aus sich selbst geschöpften Erkenntniß, wodurch die Philosophie wieder einen Haltpunkt, das Wort „Weisheit“ Bedeutung gewänne und selbst die Religion auf den Standpunkt gehoben würde, wo man sich mit Gott, dem Geiste Christi, in Zwiesprache setzen und alle geistigen Geheimnisse der Natur erforschen könnte. — Wahrlich ich sage, wem ein solcher Zustand nicht wünschenswerth erscheint, der gleicht einem Vandalen, dem an dem Bilde eines Phidias der Stein mehr Werth hat, als das Bild selbst. — Ja, wer in einem solchen Zustande nicht das Glück der Welt erblickt, der hat noch keinen freien Gedanken und klebt am Staube, wo er nichts Heiliges denken und fühlen kann.«

Professor. »Ich muß gestehen, der Herr Doctor schwingt die Geißel nicht übel, wenn es sich darum handelt, einen Teufel auszutreiben. Allein ich danke ihm und bitte ihn, so oft sich unsauberes Gesindel in mir regt, stets auf ähnliche Weise zu verfahren. Allein ich erlaube mir noch die Frage, ob die Geschichte uns keine Belege der Ausbildung einer solchen, allen Menschen inwohnenden Anlage ertheile.«

Doctor. »Die Israeliten und alle Urvölker hatten Propheten; woher konnten sie diese Kunst schöpfen, als aus sich selbst? Denn anzunehmen, Gott habe vor der Erscheinung eines jeden Propheten beschlossen, jetzt wieder einmal einen Propheten zu machen, hieße wider den Geist der Natur, wider den Geist des Menschen und wider den Geist der Gerechtigkeit Gottes sündigen, die Keinen mit ihren Gaben bevorzugt, sondern Jedem Alles giebt, was ihn zur Freiheit und zur Bestimmung des Lebens führt.«

Die Israeliten hatten Prophetenschulen. Alle gründlichen Geschichtsforscher und Theologen bezeugen, daß Elias einer solchen vorgestanden. — Die Bibel selbst spricht von Kindern der Propheten. Was können das für Kinder gewesen sein? — Doch gewiß keine andern, als solche Männer, welche Mitglieder der Prophetenschule waren und selbe besuchten. — Wenn wir die Geschichte Persiens und Indiens nur einigermaßen unbefangen betrachten, so stoßen wir auf unzählige Dinge, die sich ohne eine solche Geistesklarheit nicht begreifen lassen. — Ueber die griechischen Mysterien und Orakel wird Viel gefabelt, hingegen von der Sache und ihrem Wesen kein vernünftiges Wort gesprochen. Es mag sein, daß bei solchen Institutionen Irrthümer vorkommen; darf man aber darum eine Anstalt verdammen, wenn nicht alle Zöglinge derselben den vorgeschriebenen Zweck erreichen. — Genug, die Prophetie bestand schulgerecht bei den Alten. — Warum sollen wir, was jene besaßen, nicht auch noch haben? — Warum sollen wir in einer Zeit, wo alle Wissenschaften so hoch stehen, über den wichtigsten Punkt des Lebens, über die herrlichste Anlage des Menschen in Ungewißheit sein? Unserer Zeit gebührt es, Alles zu besitzen und jede menschliche Anlage an das Licht zu ziehen.«

Dem Diaconus waren diese Erörterungen, als in sein Fach gehörend, besonders wichtig. Er nahm daher das Wort und sprach: »Wenn Prophetie eine Anlage der menschlichen Natur ist und mit ihr die obigen Proben des Christenthums gemacht werden können, so ist sie ja die Religion selbst und die Bekenntnisse zu irgend einer Religion sind überflüssig.«

Doctor. »Da die christliche Religion nichts mehr und nichts weniger ist, als eine Prophetenschule, so kann wenigstens die christliche Religion alle andern entbehren. Ob andere Religionen diesen Zweck auch suchen und erfüllen, ist hier nicht der Ort, zu erörtern, da wir es nur mit der christlichen zu thun haben. — Freilich sehen wir wenig Früchte dieser Schule, sehen keine Kinder der Propheten und keine Propheten mehr; allein daran ist nicht die Schule, die christliche Religion, sondern unser verkehrter Sinn, unsere Vorurtheile Schuld, vermöge welcher wir meinen, durch das Lesen der alten Prophezeihungen sei der Zweck unseres religiösen Lebens erfüllt. — Ist das nicht gerade so, als wenn man keine andern Musikmelodien, als die David zu seinen Psalmen gemacht, singen wollte? — Drei Tausend Jahre lang wurde das Christenthum durch Prophetie verkündet und vorbereitet, endlich durch die erhabenste Prophetie gestiftet und sogar durch sie unter die Völker verbreitet. Nun fragt es sich: Kann das Christenthum, das durch Prophetie vorbereitet, durch sie gegründet und verbreitet worden, wohl anders als durch Prophetie genährt und fortgepflanzt werden? —

Kein Gewerbe, keine Kunst und keine Wissenschaft kann fortbestehen, wenn man sie nicht treibt. Ist aber eine Sache einmal vergessen, so helfen Geschichten, moralische Beziehungen und fromme Wünsche nichts. — In sich selbst muß dann Einer hinuntersteigen, muß den verschütteten Schacht seines Innern wieder reinigen und, gleich einem Ursohn, die Natur zur Lehrerin nehmen und in Erforschung ihres Wortes das Verlorne wieder zu Tage fördern. — So geht es uns mit dem Christenthum; sein Geist ist verloren gegangen und uns bleibt kein Mittel, als in uns selbst zu suchen, dort den Mittler zu erwecken und uns von ihm belehren zu lassen. — Christus ist dieser Mittler. Er ist der Repräsentant einer in



den Menschen gelegten ewigen Prophetie, ja, er ist sogar die Prophetie selbst, weil er nur durch sie schon sein konnte, ehe denn Abraham war und in alle Ewigkeit sein wird.«

Hier schwieg der Doctor. — Den drei Zuhörern war die Idee, es sei die Prophetie eine in jeden Menschen gelegte Naturanlage, so neu, daß sie, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, in die Worte des Doctors Zweifel zu setzen, hier leicht hätten zweifelhaft werden können. Sie gestanden dem Doctor unumwunden ihre Gesinnungen und baten ihn, über diesen Gegenstand noch oft und Viel zu sprechen, damit sie sich daran gewöhnen und unbefangen darüber nachdenken könnten.

## ***Die Landpartie.***

Da der Professor von dem Doctor so Manches gehört hatte, was er sich bei allem Scharfsinn nicht zusammenreimen konnte, so kehrte die alte Zweifelsucht wieder und benahm ihm die Unbefangenheit eines freien Nachdenkens. In einer solchen Stimmung sprach er zu sich selbst: »Wir sahen den Doctor immer nur in seiner Wohnung. — Wir sind die Besuchenden, er der Empfänger. — Wir kommen als Schüler und er ist der Lehrer. In dieser Stellung schon hat er ein Uebergewicht, womit er uns imponirt. Ich muß ihn in eine Lage bringen, wo er uns gleich ist; wo die Eindrücke des Tages und der Umstände auf ihn eben so, wie auf uns einwirken; wenn er da seine Ueberlegenheit und Würde behauptet, dann muß ich glauben, daß eine innere, unfehlbare Kraft ihn führt und kann mit unbedingtem Glauben an ihm hängen.« — Zu diesem Zweck beschloß er, eine Landpartie zu veranstalten, den Doctor und seine beiden Freunde dazu einzuladen und auf den ersten so genau Achtung zu geben, daß ihm auch die geringste Unzuverlässigkeit und Zweideutigkeit nicht entgehen würde. Er traf sogleich die Anstalten, lud alle drei

persönlich ein, und da ihm Keiner eine abschlägige Antwort gegeben, fuhr er am bestimmten Tage, Morgens neun Uhr, mit einem bequemen Wagen beim Doctor vor, um dort alle drei Theilnehmer einsteigen zu lassen.

Es war Sonntag. Der Himmel hatte sich nach einem Gewitterregen in der Nacht aufgehellt und goß sein Licht wie im Triumph auf die erquickten Fluren und Felder. — Der Doctor, dessen Gemüth für die Eindrücke der Natur äußerst empfänglich war, fühlte sich in der heitersten Stimmung und entfaltete schon unterwegs eine Fülle von Lebensansichten, daß der Professor oft vergaß, er sei heute nicht sowohl zum Genuß, als zur Critik berufen. Der Doctor, obschon er so etwas zu ahnen schien, ließ sich im Strome seiner Fragen und Answerter seiner Gleichnisse und Erörterungen nicht stören, so, daß Allen, in die gemüthlichste Stimmung versetzt, der Weg von zwei Meilen wie eine kurze Spazierfahrt durch einen Park vorkam. Der Professor hatte Alles im Voraus, sogar ein kleines Frühstück zur Restauration nach der Fahrt, bestellt. Dieses wurde eingenommen und dann beschlossen, eine Zeit lang im Orte herumzuwandern, um die Sonntagsmienen der Einwohner und zugleich die örtlichen Einrichtungen zu sehen. — Auch hier spielte der Doctor die Hauptrolle; denn es war nicht anders, als wenn er hier geboren oder mit den Leuten schon Jahre lang bekannt wäre, so zutraulich wußte er sie zu begrüßen, mit ihnen zu sprechen und Bemerkungen über alle Verhältnisse des Lebens zu machen. —

Der Professor, der das Uebergewicht des Doctors auch hier fühlte, sagte zu seinen beiden Begleitern, als gerade der Doctor von einem ganzen Kreise von Einwohnern umgeben war und mit ihnen in der gutmüthigsten Laune sprach: »Ist es nicht, als wäre der Doctor unser Herr und wir seine untergeordneten Diener.« — Der Diaconus erwiderte: »Ich meine, es sei, als wäre er der Lehrer und wir die Schüler, die er, um ihnen einen guten Tag zu machen, auf's Land spazieren führt.« — Der Doctor trat aus dem Kreis, schloß sich an seine Gefährten an und meinte, jetzt möchte es wohl Zeit zum Mittagessen sein. — Dem Professor fiel die Leichtigkeit des Betragens und die ungeheuchelte Fröhlichkeit des Doctors so sehr

auf, daß er sich mehrmals genirt fühlte und nicht mehr voraussehen konnte, wie er ihn auf ein anderes Kapitel, als die Schönheiten und Freuden des Tages, bringen werde.

Sie kamen in's Wirthshaus zurück. Das Essen wurde aufgetragen und Allen schien es, trotz des kleinen Frühstücks, das sie bei ihrer Ankunft eingenommen hatten, durch das Herumwandeln im Orte und die heitern Discourse aufgeregt, trefflich zu schmecken. Auch dem Wein, den der Professor zur Ausführung seiner Absicht besonders bestellt hatte, wurde ziemlich stark zugesprochen, so, daß er ziemlich sicher darauf zu rechnen begann, den Doctor auf irgend einer Schwäche zu ertappen. Aber er hatte umsonst gerechnet, denn der Doctor wurde während des Mahles immer aufgelegter, so daß nach und nach Alles, auch die unbedeutendsten Gegenstände, eine Art Weihe bekamen. Natürlich führte die Unterhaltung, nachdem das Dessert aufgetragen und die Bedienung auf einige Zeit entfernt war, das Gespräch auch auf die Religion und auf Alles, was man früher gehört, bezweifelt und dann wieder geglaubt hatte. Unter diesen Gegenständen schien die Prophetie als Hauptthema hervorzutreten, um sich von allen Seiten beleuchten zu lassen. — Nachdem der Assessor, der Diaconus und auch der Professor über dieses Wundergeschenk des Schöpfers, auf welchem alle Religionen beruhen, sich ausgesprochen, nahm der Doctor das Wort und hielt folgenden Vortrag.

»Der gemeine Mann verlangt Prophetie, weil er ohne sie gar kein Heil für die Zukunft sieht; und wenn ihn hierüber der Pfarrer nicht beruhigen kann, so geht er zu Zigeunern, Jägern und Schäfern. Der Landmann will mit Augen sehen, will physisch wahrnehmen, um geistig glauben zu können. Wir heißen ihn deswegen einfältig und abergläubisch, weil er einen Beweis dessen verlangt, was man ihm von Jugend auf vorgepredigt. Ich halte dafür, einen Beweis für Etwas, das man uns lehrt und als nothwendig aufdringt, verlangen, sei nichts weniger, als einfältig, im Gegentheil das einzig richtige und von der Vernunft gebilligte Verfahren. — Die Gelehrten zwar sind anderer Ansichten und behaupten, das Außersinnliche lasse sich niemals beweisen. Der schlichte Menschenverstand muß auf Dieses

sagen: dann giebt es auch kein Außersinnliches. So einfältig und unwiderleglich wahr dieser Ausspruch ist, so wird er doch nicht gehört und anerkannt, im Gegentheil als Unsinn und Beschränktheit verschrien, weil man sich weit besser auf einem Throne von Hypothesen gefällt, wo man nicht angetastet, nicht verstanden werden kann, und so in behaglicher Sicherheit und Finsterniß die Dictatur auszuüben sich berechtigt fühlt. — Der Landmann verlangt Beweise; der muthig Vernünftige verlangt sie ebenfalls; wir gehören zu diesen und wollen daher sehen, aus welchen Quellen wir etwas Positives schöpfen mögen.«

»In frühern Zeiten hat man, um Beweise eines geistigen Lebens zu finden, Gnomen, Feen, Hexen und Kobolde gesucht. Geister und Gespenster herrschen in unserer Zeit noch so gut, als ehemals. — Ja, ich behaupte, unter tausend Häusern oder auch Familien, sowohl in den Städten, als auf dem Lande, trifft man nicht Ein Haus oder Eine Familie, wo nicht der Glaube an Geister und Gespenster als Grundlage der Ueberzeugung für die Unsterblichkeit herrscht. Die vornehmen und ungläubigen Mienen, die man unter den sogenannten Gebildeten sieht, beweisen Nichts, als daß man — gegen sein Gefühl und seine Ueberzeugung zu sprechen — es auch zur Modesache machen kann. Es giebt zwar Einige, die Alles verleugnen und verwerfen, diesen aber steckt der Genius des Lebens so fest im rohen Fleische, daß sie auch nicht die geringste Spur davon empfinden, noch je empfunden haben. Diese nennen sich zwar die Vernünftigen, die Philosophen und die Lichter der Zeit; ich aber weiß nicht, unter welche Classe von Geschöpfen sie zu bringen sind; ob unter Menschen, oder blos mit Menschengesichtern begabte Ungeheuer. — Der wahre Mensch will unsterblich sein, verlangt aber Beweise dafür.«

»Wir haben von einer Art Beweise gesprochen, die dem Menschen mehr gelten, als die scharfsinnigsten Demonstrationen. — Es ist aber auch wahr, wofern man einen Verstorbenen als Geist herumwandeln sehen könnte, so lieferte das sicher einen evidentern Beweis, als alle Bibliotheken der Erde. Da aber das Herumwandeln als Geist nicht gehörig constatirt ist und von Vielen, und zwar nicht

mit Unrecht, angefochten wird, so war man zu allen Zeiten darauf bedacht, andere, allgemeinere und jedem menschlichen Wesen zugängliche Beweismittel zu suchen und, um sie der Menschheit sicherer zu bewahren, als positive Gesetze aufzustellen. — In diesem Streben finden wir die Grundursache aller Religionen des Erdbodens sowohl der alten, als neuen Zeit. — Was sind aber das für Beweismittel? — Antwort: Die Kunst, in sich zu schauen, sein Inneres zu einer freien geistigen Thätigkeit zu erwecken, den vollkommensten reinsten Geist der menschlichen Natur aus Fleisch und Blut herauszuziehen, um vermittelt desselben, durch ein eigenes, königliches Selbstwissen, zur Ueberzeugung zu kommen.«

»Selbstwissen! dem Schulmanne ein unerklärbares, unbegreifliches Wort, weil er dafür hält, positives Wissen könne man nur in der Schule und aus Büchern erlangen. Er vergißt aber dabei, daß der rohe Naturmensch eben so sicher fünf zählen kann, als der erste Rechnungsbeamte. — Der aus Fleisch und Blut gezogene Genius des Menschen braucht Nichts zu lernen; der creatürliche Mensch aber bedarf der Schule. Der innere Genius benutzt zwar diese Schule auch, um sich dem creatürlichen Menschen noch näher anzuschließen und sich ihm verständlicher zu machen, dem Wesen nach aber ist er so frei, als der Schöpfer selbst. — Mit welchem Namen aber werden wir die Offenbarungen bezeichnen müssen, die der creatürliche Mensch von dem Genius oder dem Geiste empfängt. So vielerlei Namen schon gebraucht worden, so weiß ich für meine Erklärungsweise keinen bessern als — Prophetie.«

»Nun erst können wir fragen: Was ist Prophetie? und die Antwort geben: Prophetie ist die Offenbarung des erweckten Geistes oder Genius, die er dem äußern sinnlichen Menschen ertheilt. — Unter welchen Bedingungen offenbart sich dieser Genius? — Er offenbart sich uns, wenn wir Alles, was wir gehört, gelernt und im Gedächtniß bewahrt, beseitigen, uns alles dessen, wozu zeitliche Begierden uns locken, entschlagen, Leidenschaftlichkeit und Leidenschaften besiegen und so dem innern Leben Raum geben, sich nach Gefallen zu regen und zu bewegen und uns durch Empfindungen, Worte und Gesichte zu belehren; — Hiermit ist das Wesen der Prophetie von

ihrem kleinsten Wirkungskreise an bis zur größten Ausdehnung, wo sich Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart spiegeln, ausgesprochen. — Hier erblicken wir den elementarischen Grund und Boden, auf welchen wir nach Maaßgabe unserer natürlichen Anlage bauen können. — Hier zeigt sich uns die Möglichkeit, das höchste Ideal der Menschheit, gleich Christus, zu verwirklichen. — Hier kommen wir auch in die Lage der Zimmerleute, die Denjenigen, der es nicht begreift, mit allen möglichen Schimpfnamen traktiren, aber einmal begriffen nicht anders ist, als wäre es mit uns auf die Welt gekommen und wir den Zustand, wo wir es nicht begriffen haben, uns gar nicht mehr vorstellen können.«

»Zwar spricht man: Wenn diese Kraft dem Menschen eingeboren und eine Anlage seiner Natur ist, warum sehen wir so wenig Beweise ihres Vorhandenseins. — Hier muß geantwortet werden: Alles Große und Ausgezeichnete ist selten; Mittelmäßiges aber finden wir in jedem Fache unzähliges. — Die Weltgeschichte hat nur Einen Homer, von Dichtern und Dichterlingen wimmelt jedes Zeitalter. Und doch ist es wahr, daß nur Derjenige, der sich in der Dichtkunst versucht, im Stande ist, die Größe Homer's zu würdigen; den Andern ist die Ilias ein Buch, das einige sonderbare Geschichten enthält, die man eben so gut in einem Wirthshause hätte hören können. So und nicht anders verhält es sich im Reiche der Prophetie. — Die alte Geschichte liefert uns vier große Propheten; die mittlere aber stellt ein Muster derselben auf, gegen den die früheren nur kleine Lichter waren. Christus ist der Heros dieser erhabenen Kunst, der wie eine Lichtsäule in der Weltgeschichte steht und Vor- und Nachwelt erleuchtet. — Wofern es nun wahr ist, daß Keiner, der sich in der Dichtkunst nicht versucht hat, die Riesengröße Homer's anzuerkennen vermag, so dürfen wir um so sicherer schließen, daß Keiner die Prophetie Christi zu würdigen im Stande ist, der nicht seinen Geist in sich erweckt und in das Heiligthum dieser Kunst, wenn auch nur schwach, eingedrungen ist. Wer aber den Geist der Prophetie auch nur im geringsten Grade in sich selbst gefunden hat, der wird, wie der kleine Dichter den Homer, auch die Erhabenheit des Stifters der christlichen Religion anzuerkennen und zu würdigen wissen.« —

»Man soll ja nicht glauben, die Prophetie gehöre in das Gebiet der Unmöglichkeit, weil wir sie nicht zu erklären vermögen. Können wir die Sehkraft demonstrieren? — Wissen wir, womit wir die Verhältnisse der Töne und ihrer Accorde messen? — Hat je Einer erörtern können, mit welcher Kraft er in die Vergangenheit, in die Zukunft und in andere Welttheile sich in Gedanken versetzen kann? Diese Eigenschaften besitzen wir, und zu wissen, daß wir sie besitzen, ist Alles, was wir vermögen. So ist die Prophetie als Anlage im Menschen eine Kraft, deren Vorhandensein wir nur zu suchen haben; weitere Erklärungen zu verlangen, hieße sich in ein Labyrinth begeben, aus welchem wir niemals den Ausgang entdecken würden. — Der freigemachte Genius in uns ist der Prophet, die Erkenntniß desselben unser höchstes Wissen. Nun aber fragt es sich: Was soll oder was kann dieser Prophet uns offenbaren? — Die Antwort ist: Er offenbart uns zuerst sein Dasein. Durch diese Offenbarung sind wir in den Stand gesetzt, das Göttliche der Menschennatur zu erkennen. Dann offenbart er uns, daß er sich mit dem creatürlichen Ich des Menschen zu verbinden bestimmt sei, um dasselbe mit sich zur Unsterblichkeit zu führen. Er offenbart uns die Geheimnisse Gottes und seines Wortes, welches Alles gemacht hat, woraus er selber stammt und daher Unfehlbarkeit, wie Gott selbst, in sich trägt. Er offenbart uns, daß er über der Zeit stehe, kein Gestern und kein Morgen habe, sondern, von der Ewigkeit umflossen, nur in ihr schauen, hören, denken und fühlen könne. — Er offenbart uns, was wir in Beziehung auf unsre Bestimmung, in Beziehung auf Gott und Ewigkeit wünschen und verlangen, indem er uns zur Urquelle des Lebens führt, von wo aus wir alle Krümmungen und Verhältnisse desselben in ihrer Nothwendigkeit sehen und uns den Gesetzen derselben mit frohem Muthe unterwerfen.«

»Die wahre Prophetie aber ist nicht nur ein Wissen sonst verborgener Dinge, sondern auch ein Können, ein Vollbringen. Wer nur eines Senfkorns groß reine Prophetie besitzt, der kann in ihrer Kraft die Hand auf die Kranken legen und es wird besser mit ihnen. Er wird Schlangen vertreiben und tödlichen Getränken das Gift nehmen. Er wird Alles vermögen und besitzen, was zur Probe des Christen, ich möchte sagen, zur Probe des Menschen gehört. —

Und so schließe ich diesen Vortrag mit der Bemerkung: Wer hier nicht glaubt, ist wider sich selbst und den Geist der Natur und kann keine Ansprüche auf Lohn machen; wer aber glaubt und den reinen Genius des höchsten Wissens aus seinem Fleische zieht, der wird in Genüssen des Lebens schwelgen und nicht begreifen können, wie es möglich sei, auf andere Weise zu leben.«

Da der Doctor schwieg, so nahm der Assessor Veranlassung, zu sprechen und äußerte sich folgendermaßen: »Unser erleuchteter Freund und Gönner hat in seinem Vortrage über die Prophetie solche erhabene Ansichten enthüllt, daß man darüber staunen muß. Nach diesen Erörterungen steht die Prophetie auf einem Standpunkte, wo der Staub und die Begierdenwelt sie nicht berührt und nur das Licht des Himmels und der reinsten Classizität aus ihr hervorgehen. Auf diese Art ist sie eine Sache, die nur durch das vollkommenste Ideal, durch Christus verwirklicht werden konnte. — Die Prophetie ist der ewige Christus, der schon war, ehe denn Abraham war und sein wird bis an's Ende aller Tage. — Wenn je eine Idee nur das Wesen des Christenthums klar machen könnte, so ist es diese, wo ich unsre Religion nicht an eine Persönlichkeit oder an eine Zeit gebunden sehe, sondern sie als ein Produkt eines ewigen, unangefangenen Lichtes betrachten muß.«

Der Diaconus nahm nun auch das Wort und sprach: »Ich müßte gegen meine Ueberzeugung sprechen, wollte ich die Ansichten meines Freundes Selbach nicht theilen.« Allein, ich halte den Vortrag des Herrn Doctors nicht für so vollständig, als jener ihn findet — Wir wissen nun, was Prophetie ist, doch kennen wir immer die Mittel noch nicht, sie zu erlangen. Nach einem Vorbilde sich zu richten, mag moralisch gut sein, aber wir kennen doch immer die Elemente noch nicht, die man, wie Raphael den Pinsel, täglich üben soll. — Auch die Methode des Zimmermeisters, wo man durch Ausübung die Sache begreifen lernt, kann nicht in Anwendung kommen, weil wir unter Millionen ausübender Christen keine Probe des Christenthums erblicken. Der Herr Doctor hat schon früher von Prophetenschulen gesprochen. Er kennt diese Schule, sonst würde er nicht davon sprechen. Wohl, er nehme uns in die Schule, damit



wir, gleich dem Elementar-Schüler, vom Zählen zum Rechnen und vom ABC zum Lesen und Buchstabiren kommen.« — Die beiden Andern stimmten diesem Wunsche bei und der Doctor erwiederte:

»Bei allen Mysterien der alten und neuern Zeit mußten die Eintretenden, um ihren Ernst zu bezeugen, sich bestimmten Prüfungen unterwerfen. In unsern Tagen spottet man nicht nur über diese Prüfungen, sondern sogar über die Mysterien selbst. — Mag es hierin Jeder halten, wie er will, ich halte Prüfungen für zweckmäßig, weil sie eine Gewährleistung geben, daß man sich durch die sonderbare Art der Lehrmethode nicht werde zurückschrecken lassen. — Ich lege Ihnen auch eine Prüfung auf, die vielleicht schwerer sein mag, als die Lehre selbst. Die Prüfung besteht darin:«

»Nehmen Sie das Vorhandensein der Prophetie als Naturanlage im Menschen nur als Hypothese an, lesen sie dann die Bibel und geben sie mir, auf jene Hypothese sich stützend, den Beweis, daß sich dadurch alle scheinbar übernatürlichen Wunder jenes Buches philosophisch erklären lassen, und ich werde Ihnen das System einer Prophetenschule der Ordnung nach vortragen. — Um Sie aber vor jedem Irrthume zu schützen, füge ich bei, daß Sie alle Bilder und Erscheinungen der Bibel nicht objectiv, sondern subjectiv zu betrachten haben. Die Bilder und Worte, welche die Propheten sahen und hörten, kamen ihnen weder vom Himmel herunter, noch sonst von einem Wesen außer ihnen. Alles war ihnen von ihrem eigenen, in ihnen wohnenden Geiste gegeben, der ein Strahl von Gott, wie Gott selbst, ununterbrochen bildet, schafft und spricht und dadurch die Geheimnisse der Zeit und Ewigkeit offenbart. Anfangs lernen wir nur kleine Fünkchen dieses Geistes erkennen; diese werden Lichter, endlich Sterne, in deren Glanz wir uns selber beschauen. — Bleiben wir nun beharrlich, suchen wir ihm immer näher zu kommen, dann öffnet er uns seine Werkstätte, läßt uns Theil an seinen Arbeiten nehmen und erhebt uns endlich zum Lohn der Beharrlichkeit — zur Meisterschaft, wo wir an seiner Statt selbst beschließen und vollbringen.«

Der Professor, der trotz seiner Aufmerksamkeit bisher eine Art beobachtender Ruhe behauptet hatte, wurde durch die letzten Worte dergestalt überrascht, daß er seine Rolle vergaß und in folgende Aeußerung ausbrach:

»Was der Herr Doctor so eben gesprochen, ist so neu und groß, daß keine gewöhnliche Denkkraft es zu erfinden im Stande sein könnte. Ich habe Vieles, aber nichts Aehnliches gehört und gelesen. Hier ist Prophetie im Spiele; hier sprechen neue Zungen; denn eine gewöhnliche Zunge würde es kaum herunter zu lesen fähig sein. — Der Herr Doctor hat heute die schwierigste aller Proben geliefert, die uns als Zeichen dienen können, ob man ein Christ, mit einem Worte, ob man ein vollkommener Mensch sei. Ich huldige ihm mit der aufrichtigsten Verehrung meines Herzens, werde die auferlegte Prüfung zu bestehen suchen und ihn dann bitten, mich auch mit neuen Zungen sprechen zu lehren.«

Die Andern stimmten in das Versprechen und in die Bitte des Professors ein, und priesen den heutigen Tag als den wichtigsten ihres Lebens.

Der Doctor verstand die Kunst, aus dieser Stimmung den gehörigen Nutzen zu ziehen, indem er, statt die Exaltation zu steigern, erklärte, daß man solche Momente wohl im Gedächtniß behalten, das Feuer aber, das in einer solchen Stimmung unser Gemüth durchdringe, ruhig um sich greifen lassen müsse, damit es nicht zu einer lodernden Flamme werde und sich selbst verzehre.

Es wurde noch Manches über minder wichtige Gegenstände gesprochen, das wohl aufgezeichnet zu werden verdiente, jedoch, um nicht zu weitläufig zu werden, übergangen wird. — Genug, die kleine Gesellschaft blieb in einer erquickenden Stimmung so lange beisammen, daß sie erst spät nach Hause kam und mit den Versicherungen unauflöslicher Freundschaft sich von einander trennte.

## ***Die Bibel.***

Der Assessor und der Diaconus hatten längst die Bibel nach Angabe des Doctors gelesen und erwarteten die Erfüllung seines Versprechens. Dieser aber zögerte, in der Hoffnung, der Professor werde auch bald seine Prüfung bestanden haben. — Da sie die Ursache vermutheten, ließen sie sich diese Verzögerung gefallen und waren daher sehr erfreut, als der Professor ihnen eines Tages sagte, er habe die Bibel gelesen und hoffe, der Doctor werde mit ihm zufrieden sein. Sie verabredeten sich über die Zeit des Besuches bei demselben und kamen in einigen Tagen zu ihm, um die Mittheilung der versprochenen Mittel, die Prophetie in sich zu wecken, von ihm zu empfangen. — Der Doctor sprach, als sie eintraten: »Es scheint, man will mich belagern und zur Bezahlung der versprochenen Contribution zwingen. Hier bedarf es keines Zwanges. Wenn Sie die Bedingung erfüllt haben, so darf ich die meinige nicht unerfüllt lassen. Ich bitte Sie daher in aller Form Rechtens, mir Bericht zu erstatten und mich von dem Erfolg Ihrer Prüfungen zu überzeugen.« — Der Assessor nahm zuerst das Wort und sprach:

»Wofern die Prophetie in der menschlichen Natur als Anlage vorhanden ist, so können wir die Erscheinung außerordentlicher Propheten nicht anders betrachten, als es in den Fächern anderer Künste und Wissenschaften bei ausgezeichneten Genieen geschieht. Ungewöhnliche Anlagen, Zeitumstände und Fleiß entwickeln die Kräfte des Geistes, und Neues und Ungewöhnliches tritt an das Licht. Nach dieser Art die Bibel zu lesen, ist sie eine Psychologie für den Menschen, die nicht trefflicher sein könnte, weil wir Beispiele aller Grade und für alle Verhältnisse des Lebens darin finden.«

Der Diaconus legte seinen Bericht folgendermaßen ab:

»Als Geistlicher war ich verpflichtet, die Bibel nicht nur zu lesen, sondern zu studiren. Dieses Studium hat mir zwar nicht jene Früchte getragen, die ich erwartete, weil ich die darin vorkommenden Erscheinungen und Weissagungen nicht mit dem Gange der Natur und den Anlagen der Menschen in Uebereinstimmung zu bringen wußte. Ist aber die Prophetie in allen ihren Verzweigungen eine Anlage der menschlichen Natur, so ist die Bibel ein Buch, das nur Begebenheiten der Weltgeschichte schildert, die aus geistigen Kräften entspringen und nur mittelst derselben begriffen werden können.«

Der Professor, dem es, trotz seines guten Willens, immer noch war, als befände er sich in einem Lande, dessen Sprache er nicht verstehe, stattete seinen Bericht also ab:

»Es ist wahr, wenn der Mensch prophetische Kräfte besitzt, so wird in der Bibel sehr Vieles deutlich und naturgemäß, was ohne eine solche Gabe nicht zu erklären stände. Aber manche Stellen lassen sich doch ohne unmittelbare Einwirkung Gottes nicht deuten. Wenn der Prophet Micha im Buche der Könige K. 22, V. 19, 20, 21, 22 sagt:«

19. „Ich sah den Herrn sitzen auf seinem Stuhl und alles himmlische Heer neben ihm stehen zu seiner Rechten und Linken.“

20. „Und der Herr sprach: Wer will Ahab überreden, daß er hinaufziehe und falle zu Ramoth in Gilead? — Und Einer sagte dies, der Andere das.«

21. „Da ging ein Geist heraus und trat vor den Herrn und sprach: Ich will ihn überreden; — Der Herr sprach zu ihm: Womit?“

22. „Er sprach: Ich will ausgehen, und will ein falscher Geist sein in aller seiner Propheten Mund. Er sprach: Du sollst ihn überreden und sollst es ausrichten; gehe aus und thue also.«

»Hier hört die Subjectivität auf und Gott selbst bedient sich einer willkührlichen Dictatur, indem er sagt: So will ich's haben, so thue.«

Der Doctor erwiederte: »Sie haben Recht. Gott bedient sich hier der Dictatur und scheint zu sagen: So will ich's haben. — Aber wie können wir vernünftiger Weise uns vorstellen, die Gottheit, die das Universum umschaut und erfüllt, habe alle andern Länder und Völker im Stiche gelassen und vor den Augen Micha's mit allem himmlischen Heere eine Rathsversammlung gehalten, um einen falschen Geist zu finden, der den schrankenmäßigen Propheten Ahabs die Köpfe verrücke? Wer so etwas im Ernste sich vorstellt, beweist, daß er noch auf der untersten Stufe des Denkens steht und die Kraft noch nicht besitzt, in den Spiegel der Wahrheit zu schauen. — Was Micha sah, war allerdings Gott, aber derjenige Gott, der in ihm wohnte; — derjenige Theil des unermesslichen Ganzen, das sich in seinem Innern gesammelt und in prophetischen Bildern die Zukunft vorzeichnete. Es ist daher die reinste Subjectivität, wenn er auf Geheiß Gottes dem Könige Ahab den Untergang voraussagt. — Auf diese Art müssen wir alle Erscheinungen der Bibel betrachten, und wenn wir durch die Sonderbarkeit der Worte und Bilder beinahe mit Gewalt zur Objectivität hingezogen werden, so sollen wir uns nicht irre machen lassen und ruhig des Zeitpunktes harren, wo es uns klar werden muß.«

Der Assessor, der über diesen Punkt ganz im Reinen war, machte dennoch die Bemerkung, daß die Erscheinung Christi doch als eine Objectivität, als eine Erscheinung außer uns, betrachtet werden müsse.

Der Professor faßte schnell diese Idee auf und sagte: »Christus läßt sich in keine solche Subjectivität bringen, wo wir nicht genöthigt sind, außer uns zu suchen und von einem Individuum Lehren zu empfangen.«

Die andern Beiden sahen unter diesen Worten auf den Doctor, ob er bei solchen Bemerkungen nicht vielleicht in Verlegenheit gerathe. Er behielt seine Fassung und zergliederte seine Ansichten über den objectiven und subjectiven Christus auf folgende Weise:

»Die Persönlichkeit Christi ist objectiv, sein Geist aber subjectiv. Ohne den Geist besitzt die Persönlichkeit keinen Werth. Christus selbst sagt hierüber: Mein Fleisch und Blut ist kein Nütze, meine Worte aber sind Geist und Leben. — Er klärt uns mit diesen wenigen Worten das Verhältniß der Objectivität und Subjectivität vollständig auf. Je mehr wir uns um seine Persönlichkeit kümmern, desto weniger wird uns sein Geist klar. Je mehr wir aber seinen Geist erkennen, desto wohlthätiger wirkt seine Persönlichkeit auf uns, indem sie dadurch, daß sie uns Ideal und Vorbild wird, auch in uns eingeht und uns nach ihm bildet. — Die Persönlichkeit ist der Träger des Geistes und in dieser Beziehung von Bedeutung. Wer aber wegen des Trägers den Schatz vergißt, ist des Schatzes nicht werth. — Wir sehen in unserer Zeit, wohin der geschichtliche Kampf um die Persönlichkeit Christi führt und schon geführt hat: zum Unglauben, zum Dogma, zum Sectenwesen, zur Specialität und zur Streitsucht, welche alle zusammen in kleinlicher Engherzigkeit den Sinn für Ewiges und Göttliches verloren, und dafür dem Fleisch und Blut und einer Zeitepoche ihre Aufmerksamkeit schenken.«

Der Professor entgegnete auf diesen Vortrag: »Die richtige Ansicht dieses doppelten Christus scheint überhaupt der Punkt zu sein, den Manche nicht genug in's Auge fassen und daher dann straucheln und, wofern sie sich nicht Mühe geben, wieder fest zu stehen, endlich fallen.«

Der Doctor erwiederte: «Es ist die Klippe, an welcher sich schon Mancher gestoßen und sich für die ganze Zeit seines Lebens untüchtig gemacht hat. — Das Wort Gottes in sich lebendig zu machen, ist die Lehre, ist der Geist Christi. Durch das Wort Gottes haben die Propheten gesprochen und Christum verkündet. Er aber ist der erhabenste Prophet, der glorreichste Träger des Wortes Gottes, und darum dieses Wortes wegen uns Vorbild. — Das Wort aber ist es, was uns zu Christen macht. Ja, könnten wir seine Person vom Himmel herunter zaubern, wir würden nichts durch sie gewinnen, so lange wir sein Wort nicht in uns hörten. — Um den Ruhm, wo Homer geboren sei, wurde ein Vernichtungskrieg geführt. Was hat die Dichtkunst dabei gewonnen? Gewiß gar nichts; im

Gegentheil, Homers Angedenken wurde dadurch entweiht. Hätten seine vermeinten Landsleute den Geist seiner unübertrefflichen Dichtungen studirt, dann hätten sie einer glorreichen Sache gedient. Eben so verhält es sich in Beziehung auf die Person und den Geist Christi. — Lasset uns seinen Geist suchen, sein Wort in uns lebendig werden, dann wird die Prophetie, vermöge welcher er unsere göttliche Religion in's Leben rief, wieder bei uns einkehren und wir werden durch sie seinen Namen preisen und verehren lernen.«

Dieser Vortrag schien alle Zweifel besiegt zu haben, denn es äußerte sich Keiner darüber. — Beim Abschiednehmen aber dankten sie dem Doctor für die immer neuen Lehren und Bilder, womit er ihren Durst nach reiner Erkenntnis stillte.

## ***Die Weisheit.***

Der Professor, ungeachtet er noch sehr oft von Zweifeln geplagt wurde, fühlte doch den Drang in sich, alle Hüllen zu durchbrechen und in das Heiligthum der Wahrheit zu dringen. Zu diesem Zwecke verabredete er mit seinen Freunden, den Doctor je eher je lieber wieder zu besuchen und ihn zu bewegen, ihnen endlich die Mittel anzugeben, ihr Inneres zu enthüllen und den Geist in voller Klarheit zu erkennen. Jene theilten seinen Wunsch und beschlossen, den Doctor bei dem nächsten Besuche an sein Wort zu erinnern und um Erfüllung desselben zu bitten. So geschah es auch; als sie nach ungefähr acht Tagen wieder bei ihm versammelt waren, rückten sie mit ihrem Anliegen heraus. Der Doctor besann sich einige Augenblicke und begann:

»Wir haben schon so Vielerlei über einen und denselben Gegenstand gesprochen, daß man glauben sollte, die Sache wäre

erschöpft und es könnte nichts Neues mehr daran gefunden werden. Dennoch aber sehe ich, daß wir, um Ihren Wunsch vollständig zu befriedigen, uns in eine Relation einlassen müssen, um uns die Sache, um die es sich handelt, recht klar vor Augen zu stellen.«

»Wir haben uns bisher des Wortes „Prophetie“ bedient. So bezeichnend dieser Ausdruck auch sein mag, so ist er doch zu vielen Mißdeutungen unterworfen, um ihn für alle Zweige des menschlichen Wissens und Wirkens gebrauchen zu können. Wir meinen, wenn von Prophetie gesprochen wird, könne es sich auf nichts Anderes beziehen, als in die Zukunft zu sehen. — Die Prophetie umfaßt im ausgedehnten Sinne Alles, wo wir selbst Etwas wissen, gleichsam aus einem innern Gefühl unsere Ansichten schöpfen und beurtheilen. — In diesem allgemeinen Sinne findet das Wort „Prophetie“ nicht mehr den gehörigen Anklang und darum bedient man sich statt desselben des Wortes „Weisheit“.«

»Was ist Weisheit, wird so oft gefragt, aber Gelehrte und Ungelehrte bleiben die befriedigende Antwort schuldig. — Weisheit ist, wie die Prophetie, das Licht des eignen, aus sich selbst geschöpften Wissens, das uns vom Schöpfer gegeben ist.«

»Apollo lehrte die Hirten die Musik, das heißt, er hat die Musik so gut in die Seele des Landmannes gelegt, als in die Seele des Städters. Eben so verhält es sich mit der Weisheit, deren Funke in jedem menschlichen Wesen, vom Bettler an bis zum Könige, glimmt. — Allein die Weisheit ist doppelter Natur — ein Mal weltlich und ein ander Mal göttlich.«

»Jeder Mensch hat ein eigenes Wissen. Wer sich dessen klar bewußt ist und in seine Lebensthätigkeit und Berufsgeschäfte überträgt, wird, wo er thätig ist, Gediegenes leisten; derjenige hingegen, der kein eigenes Wissen kennt, wird, was er auch unternimmt, zu keinem Ziele kommen. — Wir sehen Menschen, welche die Gesetze ihres Berufs auf's Pünktlichste studirt haben und dennoch immer unmündig bleiben. Andere sehen das Gesetz kaum an und errathen mit einem innern Instinkt den Geist desselben. Aus diesem gehen die guten Geschäftsleute, wackere Beamte, Soldaten,



Anführer, kurz alle diejenigen hervor, welche die bürgerliche Gesellschaft im Herzen tragend, ihre gesetzlichen Pflichten ausüben, ohne beständig das geschriebene Gesetz zu befragen. Andere leben dem todten Buchstaben, sind selbst todt und kalt, und verletzen mit aller Gesetzeserfüllung tagtäglich den Geist des Gesetzes. — Eben so verhält es sich in Beziehung auf Moralität. Wer diese nicht im Herzen trägt, kann durch kein Buch und keine Schule darüber belehrt werden. Dieses Selbstwissen und Selbsterkennen ist der erste Grad von Weisheit, die wir in der Hauseinrichtung des Landmannes, wie in einer großen Staatshaushaltung erblicken.«

»Eine andere Gattung von angeborner Geisteskraft erblicken wir im Gebiete der Kunst, wo sehr oft Kunstproductionen zu Tage kommen, von denen der Künstler selbst, wenn sie vollendet sind, nicht mehr Rechenschaft geben kann, wie sie entstanden. Dieses Vermögen wird im gewöhnlichen Leben mit dem Namen „Begeisterung“ oder „Genie“ bezeichnet, welche den Künstler durchglühen und zu immer neuen Schöpfungen tüchtig machen. — Die hohe Eigenschaft entzieht den Künstler, während der Arbeit, der Sichtbarkeit, indem sie geistig und ätherisch auf Verstand und Gemüth wirkt, den Pinsel des Malers, den Meisel des Bildhauers und die Feder des Dichters führt und in der Seele des Musikers Harmonieen der Sphären erklingen läßt. — Groß ist der Mensch durch dieses herrliche Vermögen. Er enthebt sich dem Staube, und wenn er seine Kunstwerke nicht der Welt, der Mode und dem Luxus überliefern müßte, so könnte die Kunst für einen Tempel gelten, in welchem himmlisches Licht leuchtet und den Künstler zur Ewigkeit führt. Allein dieser gewinnt noch nicht den Kranz, den er zu empfangen sich geschmeichelt hat. Seine in ihm erweckte Kraft kann ihm aber dazu dienen, ihn auf einen reinern Genius, der sich über die Zeit erhebt, aufmerksam zu machen.«

»Die höchste Eigenschaft der menschlichen Natur ist die göttliche Weisheit, wo sich der Staubgeborene dem Staube entwindet, und Gebilde der Ewigkeit schaffend, selbst in die Ewigkeit geht. — Hier ist der Zenith der Schöpfung. — Der Gottgeborene, innere

Mensch, tritt in Wirksamkeit und erfüllt unser Gemüth nicht nur mit Ahnungen, sondern mit Worten und Empfindungen eines ewigen Lebens, das Jedem, der darnach ringt, zu Theil werden muß.«

»Dieser letztere Act von Weisheit muss sich theilhaftig zu machen suchen, wer erkennen lernen will, was es heißt, ein wahrer Christ zu sein. — Hier reichen sentimentale Sprüche, Geberden und Empfindungen nicht hin. Das Wort muß lebendig werden durch unsern ganzen Leib, vom Munde an bis zu den Zehen und von den Fersen bis zur höchsten Spitze des Scheitels.«

»Soll ich noch mehr sagen? — O, daß ich sprechen dürfte! — Aber es ist besser zu Wenig, als zu Viel zu sagen; darum klügte Jeder aus dem Wenigen, was ich jetzt sagen werde, so Viel heraus, als er vermag.«

»Wer nicht wird wie dieser Kindlein Eines, kann nicht in's Himmelreich kommen. — Welches ist das erste Geschäft der Kindlein? — Antwort: daß sie sprechen lernen, zuerst Buchstaben, dann Sylben, dann Worte. — Verfahre Jeder mit seinem Innern eben so.«

»Wer da leugnet, daß Christus in das Fleisch gekommen, der ist ein Widerchrist. — Die Worte Christi sind Geist und Leben. Der Geist und das Leben haben keinen besondern Ort im Leibe. Sie sind durch den ganzen Leib verbreitet und wohnen im Fleische. — Heilige das Fleisch, ziehe den Geist mit den Geschäften des Kindleins heraus, dann ist Christus in dir erstanden.«

»Wer nicht wiedergeboren ist im Geiste, kann nicht in das Himmelreich kommen. — Deutlicher läßt sich die Sache nicht aussprechen und schreiben. — Darum werdet zu Kindlein, thut, was oben gesagt ist, und die Wiedergeburt muß erfolgen, so wahr als die Traube bei anhaltendem Sonnenschein reif wird.«

Diese Worte hatte der Doctor gleichsam für sich hin gesprochen und fuhr nun fort: »Ueberlegen Sie, was ich so eben gesagt, alsdann werde ich, wo es nicht gehen will, nachhelfen.«

Die Anwesenden hatten mit begieriger Aufmerksamkeit diese, beinahe orakelmäßigen Lehren vernommen und suchten sie, um selbige dem Gedächtnis einzuprägen, von Wort zu Wort zu wiederholen und sogar aufzuschreiben. Sie richteten noch viele Fragen an den Doctor, der aber ausweichend antwortete und erklärte, daß er genug gesagt. »Hätte ich,« fuhr er in seiner Weigerung fort, »je solche Andeutungen vernommen, wäre ich weit früher zum Ziele gelangt. Wer jedoch Alles weiß, ohne es zu haben, begnügt sich am Ende mit dem Wissen und wird keinen Reichthum empfangen. — Ueberlegen Sie, was ich gesagt — Wort für Wort; lassen Sie der Ueberlegung die Uebung folgen und der Geist wird sicherlich wach werden.«

Dem Professor war es, als befände er sich in einer andern Welt, wo die Menschengestalt eine ganz andere Richtung hätte. — Der Assessor suchte vergebens einen idealen Punkt, an den er seine Nachforschungen knüpfen könnte. — Der Diaconus aber sprach: »Mir ist ein Licht aufgegangen. — So ihr nicht werdet wie dieser Kindlein Eines, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen, ist mir jetzt ein so klarer Spruch, daß es mir geht wie den Zimmerleuten, die sich nicht vorstellen können, wie sie jemals den Gebrauch des Andreaskreuzes nicht haben begreifen können. — Sprechen müssen wir lernen, zuerst Buchstaben, dann Sylben und Worte und endlich ganze Sätze. — Jetzt erst begreife ich die Geschichte des großen chinesischen Kaisers Jao, der, um das Land glücklich zu machen, einen Mitregenten aus dem Volke erwählt. Jao ist die Wurzel des Wortes, ist Gott; der Mitregent aber der von Gott erwählte creatürliche Herrscher. — Jetzt erst sehe ich ein, warum den spätern Jüngern Johannis des Täufers, den Gnostikern oder Neuplatonikern diese drei Buchstaben so wichtig waren. — Mein theurer Herr Doctor! Durch Ihre letzten Andeutungen haben Sie mir den Weg zu den Elementen des Wortes oder der Weisheit gezeigt, den ich benutzen und in kurzer Zeit dahin gelangen werde, nach einem System, gleich dem Pestalozzi'schen, arbeiten und das Ziel meiner Wünsche erreichen zu können.«

Die Andern frugen ihn und drangen auf Erklärungen; er aber sprach: »Sobald ich die Probe gemacht, werde ich mich erklären; bis dahin suche Jeder selbst und freue sich dann des Selbsterrungenen.«

Da weder der Doctor, noch der Diaconus zu fernern Erörterungen zu bringen war, so trennte man sich, fest entschlossen, das heute Gehörte als ein Fundament zu benutzen, um mit Sicherheit darauf zu bauen.

## ***Das Zusammentreffen.***

Der Doctor hatte unterdessen, als seine Freunde ihn nicht besuchten, ein kleines Abenteuer zu bestehen, das nicht ganz ohne Folgen blieb, indem es ihn mit der Geistlichkeit in eine Berührung setzte, wo er genöthigt war, auch dieser seine theologischen Ansichten Preis zu geben. Er kam nämlich mit dem Onkel des Assessors, dem oben genannten Decan, in einer Gesellschaft zusammen, wo der Letztere ihn anfangs nicht kannte, später aber, als Beide sich kennen lernten, ziemlich heftig hintereinander kamen und sich zuletzt, nach strenger Sitte des Zweikampfs auf schriftliche Beweisführung herausforderten. — Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Der Doctor kannte schon geraume Zeit den Pfarrer Punter in D...b, und hatte schon öfter versprochen, ihn zu besuchen, um ihn auch in seiner Gemeinde zu sehen. — Es war ein schöner Tag und er entschloß sich, sein Versprechen zu erfüllen, ohne vorher seine Ankunft angekündigt zu haben. Der Pfarrer hatte grosse Freude, ihn bei sich zu sehen, bedauerte aber zugleich, ihm den heutigen Tag nicht ganz widmen zu können, indem der Decan mit einigen benachbarten Geistlichen sich zum Mittagessen eingeladen hätten. — Der Doctor wollte sich wieder entfernen, allein der Pfarrer hieß ihn

mit der Bemerkung bleiben, daß ein solcher Doctor, wie er, einer Gesellschaft von Geistlichen keine Unehre machen werde. Er blieb, besprach sich mit dem Pfarrer über verschiedene Gegenstände, ging dann vor dem Mittagessen noch ungefähr eine Stunde lang im Dorfe herum und kehrte, als er dachte, es werde nun Zeit sein, in den Pfarrhof zurück, wo die erwarteten Gäste bereits angekommen waren. — Der Doctor wurde den Geistlichen vorgestellt. Der Decan aber, der gerade vorher in einem für ihn wichtigen Gespräche begriffen gewesen war, fühlte sich unangenehm unterbrochen und achtete daher gar nicht auf die Präsentation eines Doctors, dessen Brust nicht wenigstens ein Verdienstzeichen schmückte. Genug, er überhörte den Namen Wehrmann und nahm, als die Suppe kam, auf dem Ehrensitze Platz. — Die Speisen waren gut, der Wein nicht minder und so fühlte sich die Gesellschaft höchlich erbaut.

Nachdem das Essen beinahe zu Ende war, frug einer der anwesenden Geistlichen den Decan nach dem Assessor Selbach, dem er ein Geschäft zu übertragen wünschte. Der Decan erwiderte: »Er stehe schon längere Zeit mit seinem Neffen außer aller Berührung und könne daher keine Nachrichten über ihn geben.« Die Geistlichen wunderten sich, da man wußte, in welchem innigem Verhältniß sonst Beide gestanden; sprachen daher die Hoffnung aus, ein kleines Konflikt beseitige sich manchmal von selbst. — Der Decan erwiderte: »dazu sei keine Aussicht vorhanden, indem es sich nicht um Mißverständnisse oder vorübergehende Fehler, sondern um Lebensansichten handle, die seinen Grundsätzen, den Lehren des Christenthums und den Gesetzen bürgerlicher Ehre entgegen seien.« — Die Geistlichen bedauerten und meinten jedoch, das könne Alles wieder gut werden, indem die menschlichen Ansichten gar leicht sich änderten. — Der Decan gab es zu und sprach: »Wofern er allein wäre, würde ich hoffen; allein er ist in den Klauen eines Verführers, eines Freimaurers, eines Gottesleugners, der ihn hindert, die Wahrheit zu hören.« — Die Geistlichen, die nicht begreifen, konnten, wie ein so gebildeter, gutmüthiger Mann, als den sie den Assessor kannten, sich von einem solchen Verführer könne beherrschen lassen, wollten wenigstens den Namen desselben wissen, um bei geeigneten Fällen gegen ihn wirken zu können. —

Der Decan entgegnete: »Es ist ein Mensch, der sich Doctor nennen läßt, ohne jedoch ein Doctorsgeschäft zu betreiben und Wehrmann heißt.« — »Wehrmann?« frugen erstaunt die Geistlichen. — »Ja,« antwortete der Decan, »dem ich nicht wünsche, mir unter die Augen zu kommen.« — Die Geistlichen, die bei der Präsentation den Namen Wehrmann deutlich vernommen hatten, richteten verlegene Blicke auf den Doctor, gleichsam ihn fragend, ob nicht etwa eine Namensverwechslung stattgefunden, oder ob es nicht zwei Wehrmanne gebe. — Der Doctor veränderte keine Miene, und wenn nicht die Verlegenheit des Pfarrers Punter ihn dazu vermocht hätte, würde er wahrscheinlich sein Incognito beibehalten und dem Decan darin geantwortet haben; so aber sagte er, den Blick auf seinen Gegner geheftet:

Doctor. »Sie scheinen den Doctor nicht von Person zu kennen?«

Decan. »Nein.«

Doctor. »Dann klingt Ihr Urtheil, aus dem Munde eines christlichen, hochgestellten Geistlichen, hart.«

Decan. »Wie! Sie mögen einen Bibelverdreher, einen Irrlehrer vertheidigen?«

Doctor. »Ich werde mich doch selbst vertheidigen dürfen?«

Decan. »Wie! Sie wären — «

Doctor. »Der von Ihnen so hart beschuldigte Doctor Wehrmann.«

Decan. »Und tragen keine Scheu, sich in die Gesellschaft acht canonischer Priester zu drängen?«

Doctor. »Die Priester, wenn auch noch so canonisch, sind Menschen, sind meines Gleichen, und da sehe ich nicht ein, warum ich sie meiden soll.«

Decan. »Die Priester sind Diener Gottes und haben keine Gemeinschaft mit Freidenkern.«

Doctor. «Haben die Priester ein Vorrecht vor Gott? — Sind sie ausdrücklich von ihm als seine Diener berufen, oder haben sie ihr Creditiv von Menschen empfangen?»

Decan. »Ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, solche Frage zu stellen!« —

Doctor. »Wenn Ihnen meine Fragen nicht anstehen, so fragen Sie und ich werde antworten.«

Decan. »Sind Sie ein Christ?«

Doctor. »Ja.«

Decan. »Sind Sie ein Freimaurer?«

Doctor. »Ja.«

Decan. »Und wollen doch ein Christ sein! — Hier haben Sie sich vom Lügenteufel blenden lassen.«

Doctor. »Wie so?« —

Decan. »Weil Sie mir Etwas gesagt haben, was nie bestehen kann?«

Doctor. »Warum nicht?«

Decan. »Das Christenthum ist eine Kirche Gottes, die Freimaurerei ein Schlupfwinkel des Satans.«

Doctor. »Sie kennen demnach die Freimaurerei?«

Decan. »Gott soll mich davor bewahren.«

Doctor. »Und dennoch sprechen Sie ein Urtheil über sie?«

Decan. »Hier ist leicht zu urtheilen, weil man ihre Früchte sieht?«

Doctor. »Welche Früchte?«

Hier wurde der Decan verlegen. Dieses reizte ihn noch mehr zur Heftigkeit und er antwortete:

Decan. »Solche Früchte, wie Sie sind.«

Doctor. »Herr Decan, Sie erlauben sich eine Sprache, die ich nur aus Ehrfurcht vor dem Gastrechte nicht, wie sie es verdiente, erwiedere.«

Decan. »Ich anerkenne hier kein Gastrecht. — Dieses Haus ist Eigenthum des Staates, der Bewohner desselben gehört in meinen Sprengel und darum gebrauche ich das Hausrecht und rathe Ihnen, sich aus unserm Kreis zu entfernen.«

Bei diesen Worten stand Pfarrer Punter von seinem Sitze auf und sprach: »Herr Decan, Sie gehen zu weit!« — Die andern Tischgenossen schienen zwar auch des Decans Betragen zu mißbilligen, hatten jedoch nicht den Muth, sich laut zu äußern. — Der Doctor aber sprach:

»Herr Decan, Sie haben vermöge Ihres Amtes dieses Haus außer dem Gesetz des Gastrechtes erklärt und mir dadurch Vollmacht gegeben mich nicht nur zu vertheidigen, sondern selbst zum Angriff zu schreiten. So hören Sie! — Sie heißen mich einen Gottesleugner! — Das lügen Sie! Denn ich glaube an Gott weit aufrichtiger, als Sie, weil ich ihn auch noch im Menschen, seinem Ebenbilde, ehre, indessen Sie, vom Vorurtheil geblendet, über die Mitglieder einer Gesellschaft ein Verdammungsurtheil aussprechen, die Sie gar nicht kennen. — Sie sagen, ich sei ein Verführer! — Wollte ich Sie dieser Beschuldigung wegen vor dem Gerichte belangen, möchte ich doch wissen, womit Sie solche Injurien rechtfertigen könnten. Endlich verdammen Sie mich als Freimaurer und bedenken nicht, daß Mitglieder des Consistoriums, ein Theil der höchsten Staatsbeamten,



daß sogar Prinzen unseres Regentenhauses es auch sind. Wollen Sie auch auf diese Ihren Bannfluch schleudern?«

Der Decan erwiderte heftig: »Ich schleudre nicht. Gott aber wird sie schleudern und seines Zornes nicht müde werden, bis sie von dem Erdboden vertilgt sind.«

Bei diesen Worten erhob sich der Doctor von seinem Sitze und sprach, zu der übrigen Gesellschaft gewendet:

»Meine Herren! Sie verzeihen, wenn ich mich jetzt gedrungen fühle, Sie zu verlassen. Meine Unterthanenpflicht gestattet mir nicht, in einer Gesellschaft zu bleiben, wo man mit solcher Ungebühr von den obersten Staatsbeamten und sogar von Mitgliedern unseres erhabenen Regentenhauses spricht. — Der Himmel gebe Ihnen Muth, unter dem Stabe eines solchen Seelenhirten in Ihrem heiligen Berufe nicht zu erkalten.«

Er nahm Hut und Stock und entfernte sich. — Pfarrer Punter begleitete ihn vor die Thüre und drückte sein Bedauern über den Vorfall aus, und bat ihn, es ihm nicht entgelten zu lassen. Der Doctor forderte ihn auf, ruhig zu sein und zu bedenken, daß eine kleine Lection dem Decan nicht habe schaden können. Er versprach wiederzukommen, sobald er glaube, es werde sich im Kopfe desselben ein wenig abgekühlt haben. — Er ging in's Freie, der Pfarrer aber kehrte mit verdrießlichen Blicken zur Gesellschaft zurück. — Eine tiefe Stille herrschte, als er eintrat. — Endlich wandte sieh der Decan an ihn und sprach:

»Sie haben mir einen unangenehmen Tag bereitet, indem Sie einen Menschen, wie den Doctor, in unsre Gesellschaft zogen. Ich weiß nicht, wie ich es zu deuten habe, Sie in solcher Gesellschaft zu wissen. Ich werde Mühe haben, den widrigen Eindruck, den ich empfunden, wieder aus mir zu entfernen.« — Der Pfarrer erwiderte: »Niemand hat diesen Auftritt mehr zu bedauern, als ich, insofern er in meiner Wohnung vorfiel, wo ich meinen Vorgesetzten zu ehren und einigen meiner würdigen Amtsgenossen Freude zu machen beabsichtigt hatte. Darum werden der Herr Decan mir erlauben, von

mir abzuwälzen, woran ich keine Schuld habe und ein bloßes Spiel des Zufalls ist. — Der Doctor, den ich schon lange kenne, kam heute zum ersten Mal auf Besuch zu mir, wo er nichts weniger, als den Herrn Decan zu treffen vermuthete. Sie kamen, kannten ihn von einer Seite, die nicht zu seinem Vortheil zu sprechen scheint, und so mußten wir es beklagen, daß zwei Männer, die sich, aus welchem Grunde, weiß ich nicht, Feinde sind, heute unvermuthet an meinem Tische zusammentrafen.«

Der Decan, der den ersten Augenblick erhaschte, dem Pfarrer in die Rede zu fallen, frug jetzt:

Decan. »In welchem Verhältniß stehen Sie zu dem Doctor?«

Pfarrer. »In einem freundschaftlichen und sehr lehrreichen.«

Decan. »Welche Lehren könnte man von einem solchen Menschen empfangen?«

Pfarrer. »Das würden Sie am besten von ihm selbst erfahren, wenn Sie Unbefangenheit genug besäßen, mit ihm zu sprechen.«

Decan. »Ich will ihn nicht sprechen und verbiete Ihnen seinen Umgang.«

Pfarrer. »Herr Decan!«

Decan. »Es bleibt dabei und jedem Geistlichen in meinem Decanat.«

Pfarrer. »Ohne Wissen des Consistoriums?«

Decan. »Ich werde morgen meinen Bericht machen.«

Pfarrer. »Herr Decan, ich erlaube mir Ihnen zu bemerken, daß ich den Doctor im Hause des Herrn Consistorialraths Wekham habe kennen lernen, der ihn mit Auszeichnung behandelt und gegen mich noch besonders geäußert, mir die gemachte Bekanntschaft zu Nutzen zu machen.«

Decan. »Was Andere thun, ist keine Regel für mich. Es bleibt bei meinem Ausspruch.« — Die andern Geistlichen, die sich durch ein solches Verbot auch getroffen fühlten, protestirten dagegen und erklärten, nur die oberste Staatsbehörde könne vorschreiben, wessen Umgang man zu meiden habe. — Der Decan sah sich durch diese Replik in die Enge gebracht und sprach:

»Es ist am besten, ich entferne mich aus einer Gesellschaft, die sich verbunden zu haben scheint, mir entgegen zu sein.« Er stand auf und schickte sich an, fortzugehen. — Pfarrer Punter bat ihn, ruhig zu sein und nicht im Hader den Pfarrhof zu verlassen, der ein Haus des Friedens sein soll. — »Unter Belialskindern ist kein Friede möglich,« entgegnete der Decan und bestand darauf, sich zu entfernen. Indem noch dafür und dawider gesprochen wurde und er schon an der Thüre war, trat der Doctor herein. Der Decan wich, so weit er konnte, zurück und rief: »Suchen Sie uns noch mehr in Zwiespalt zu bringen?«

»Ich suche keinen Zwiespalt,« entgegnete der Doctor, »im Gegentheil wünsche ich, Sie in eine Stimmung zu versetzen, die einem Geistlichen, einem Friedenshirten ziemt, woraus ich Sie, ohne meine Absicht, gebracht habe.«

Decan. »Sie wissen längst, daß ich Sie kenne, und da hätten Sie mir nicht in den Weg treten sollen.«

Doctor. »Ich bin Ihnen nicht in den Weg getreten, Sie mir. Schon einmal haben Sie meine Gesinnungen bei Einem Ihrer Anverwandten zu verdächtigen gesucht, ohne daß ich darüber Klage geführt. Heute beleidigen Sie mich persönlich vor einer ehrenwerthen Gesellschaft, ohne daß ich die geringste Veranlassung dazu gegeben. Auch dieses will ich vergessen, wofern Sie einen Vorschlag annehmen, den ich Ihnen hiermit mache. Ihr Eifer gegen mich entspringt aus der irrigen Meinung, ich sei kein Christ, sogar eine Art Antichrist. Wir wollen uns über diesen Punkt verständigen und zwar auf rein christlichen Wegen. Geben Sie mir eine Aufgabe aus dem Evangelium zu schriftlicher Bearbeitung; ich übergebe Ihnen auch eine zu demselben Zwecke; unparteiische

Richter sollen unsere Arbeiten beurtheilen, und findet es sich, daß ich auf unrechtem Wege bin, so werde ich umkehren; sollten aber Sie in Ihrem Eifer zu weit gegangen sein, so mögen Sie Ihre Straße wandeln, mich aber und Alle, die sich an mich anschließen, in Frieden lassen.«

Decan. »Ich sollte mich mit einem Laien in einen theologischen Wettstreit einlassen?«

Doctor. »Wer dem Kampfe ausweicht, fürchtet sich davor.«

Decan. »Ich fürchte mich nicht; dennoch werde ich Ihren Vorschlag nicht annehmen.«

Doctor. »Dann hätten Sie mich nicht herausfordern sollen.«

Decan. »Seine Gesinnungen auszusprechen ist keine Herausforderung.«

Doctor. »O Ja, wenn diese Gesinnungen einem Andern Schaden bringen und seine Ehre verletzen.«

Decan. »Ich lasse mich durch Spitzfindigkeiten nicht irre machen und weise Ihren Vorschlag zurück.«

Doctor. »Dann müssen Sie sich gefallen lassen, daß Ich als Herausforderer öffentlich auftrete und meiner Ehre Genugthuung verschaffe.«

Decan. »Das werden Sie sich nicht unterstehen.«

Doctor. »O ja, ich werde mich unterstehen, und zwar mit Wissen und Willen des Consistoriums, das mich vor ehrenrührigen Angriffen von Seiten der Seinigen zu schützen die Obliegenheit hat. Sie haben zu wählen: Entweder unter Freunden oder öffentlich.«

Der Decan wollte mit Heftigkeit antworten. Die Geistlichen aber suchten ihn zu beschwichtigen und dahin zu bewegen, den Vorschlag anzunehmen. Er weigerte sich lange und stieß die

heftigsten Drohungen aus. Da aber der Doctor bei seiner Erklärung blieb, die Sache zu veröffentlichen, und die Geistlichen, der Ehre ihres Standes wegen, solches zu verhindern für Pflicht hielten, so erwachte der Stolz des Decans und er sprach:

»Um Ihnen, mein Herr Doctor, zu zeigen, daß ich Ihre Bibelweisheit nicht fürchte, gebe ich dem Wunsche meiner Herren Collegen nach und nehme Ihren anmaßenden Vorschlag an. Geben Sie mir Ihre Aufgabe, dann werde ich dasselbe thun, jedoch unter der Bedingung, daß Jeder von uns beide Aufgaben ausarbeite, damit die Ansichten gehörig verglichen und die Irrthümer entdeckt werden mögen.«

Der Doctor erwiderte: »Ich bin's zufrieden. — Die Aufgabe, die ich von Ihnen, Herr Decan, bearbeitet wünsche, besteht in dem ersten Verse des Evangeliums Johannis:

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“

Der Decan meinte zwar, diese Aufgabe sei schon so vielfältig und vielseitig bearbeitet, daß sich darüber nichts Neues mehr sagen lasse. Doch willigte er in die Ausarbeitung und sprach: »Die Aufgabe, die ich stelle, besteht in den Worten:

„Nicht Alle, die zu mir sagen werden: Herr, Herr! werden in's Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters, der im Himmel ist.“

Der Doctor schrieb sich die Worte auf und sprach: »Ich danke Ihnen Herr Decan, für die Wahl der Aufgabe. Es fragt sich nur noch: Wer soll Richter sein?« — Der Decan erwiderte: .«Hierüber mögen, um mich alles Vortheils zu entheben, hier meine Herren Collegen entscheiden.« — Der Doctor sprach: «Ich bin's zufrieden. — Doch nun fort mit allem Groll. Ehe die Art des Zweikampfes bei zwei feindlichen Parteien entschieden ist, sagen sie einander immer noch Bitterkeiten; sobald aber Alles geordnet ist, essen und trinken sie mit einander und sind so fröhlich, als wären sie die besten Freunde. —

So wollen wir es auch machen. Ich habe Sie um einen vergnügten Tag gebracht; ich wünsche dieses, wenn auch nur durch eine heitere Stunde, wieder gut zu machen.«

Der Decan erwiederte Nichts darauf. Endlich aber gelang es dem Doctor, durch seine in alle Lagen sich schickende Laune eine erträgliche Stimmung herzustellen. — Man blieb noch zwei Stunden und schied dann, wie zweif Kämpfer, die sich vor dem Kampfe noch einen Schmaus gegeben. — Der Doctor blieb bei Pfarrer Punter über Nacht und erörterte ihm schon im Voraus den Sinn der zwei gestellten Aufgaben. Dieser fühlte sich dafür sehr verpflichtet, fürchtete aber, dass die angeführte Deutung den Decan noch mehr entfernen und in seinen Vorurtheilen bestärken werde. Der Doctor war jedoch anderer Meinung und gab die Hoffnung nicht auf, den orthodoxen Sinn des Gegners ein wenig zu lichten.

## ***Die Selbstschau.***

Als die drei Freunde sich eines Abends wieder um den Doctor versammelt hatten, machte er sie mit dem bestandenen Abenteuer und mit dem unternommenen Kampfe bekannt. Sie freuten sich dessen, nur zweifelten sie, ob die vorgeschlagenen Richter Geistesfreiheit genug besitzen würden, in die Ideen des Doctors einzugehen. Der Professor meinte, wenn die Sache auch nicht ganz zu seinem Vortheile ausfalle, so sei doch die Gelegenheit gegeben, Manches zu sagen, was sonst unter dem Scheffel geblieben wäre. Er äußerte ferner: Er freue sich dieses Kampfes, weil es nicht anders als wohlthätig sein könne, solchen orthodoxen Geistlichen, die der guten Sache stets hinderlicher gewesen seien, als Unglauben und Rationalismus, ein wenig die Binde zu lüften. — Der Assessor und der Diaconus waren zwar nicht neutral bei diesem voraussichtlichen Siege des Doctors, allein es lag ihnen jetzt etwas Anderes auf dem

Herzen, worüber sie gern Aufschluß haben mochten. — Es waren nämlich seit einigen Tagen „Zschokke's Bilder des innern Schauens“ im Buchhandel erschienen, die nothwendig großes Aufsehen erregen mußten, weil sie von einem Manne herrührten, den Deutschland als Gelehrten und Dichter, sein Vaterland als einen gediegenen Patrioten und alle Wahrheitsfreunde als einen tüchtigen Kämpfer gegen die Finsterniß kannten. — Sie trugen dem Doctor die Sache mit allen Nebenumständen, nebst der Aeüßerung vor, daß nach solchen Erscheinungen der Prophetie ein neues Reich aufgehen müsse, weil die Thatsachen nicht in Zweifel gezogen werden dürften.

Der Doctor, dem das Buch noch nicht zu Gesichte gekommen, der hingegen von dem besagten Seelenvermögen Zschokke's schon Manches gehört hatte, ließ sich noch einige Einzelheiten des Inhalts erzählen und frug, ob nicht etwa eine Anleitung, diesen Zustand zu gewinnen, in dem Buche enthalten sei. — Als sie dieses verneint hatten, begann er:

»Zschokke gehört unter die Genien unserer Zeit; aber wie ausgezeichnete Naturanlagen sich selten um eine Theorie bekümmern, so trieb es auch Zschokke und übte die erhabenste Kunst der Menschheit als bloßer Dilettant aus. Es ist zwar unzweifelhaft, daß Alles im Menschen liegt, und Jeder Alles aus sich selbst ziehen kann; allein Manchem enthüllen sich bei seinen Forschungen gewisse Vortheile, die uns der Natur des Geistes näher führen und vor Irrthum bewahren. — Diese Vortheile aufzuzeichnen, die kürzesten Wege anzugeben, ist dann Aufgabe jener Genien, um dadurch bestimmte Regeln, das heißt, eine Theorie aufzustellen, an welcher sich Mit- und Nachwelt belehren können. Schade ist es, daß Zschokke, der der Mann dazu gewesen wäre, solches nicht gethan hat; und wenn ihm irgend ein Vorwurf gemacht werden darf, so ist es wegen dieser Vernachlässigung. Doch wir sind ihm zu vielen Dank schuldig, als daß nicht jeder Tadel verstummen müßte, weil er den Muth gehabt, die Wirkungen seines Talenten in einer Zeit zu offenbaren, wo man jeder Geistesfreiheit Hohn spricht, wo man nur noch in Verleugnung geistiger Eigenschaften Freiheit erblickt und in

Behandlung socialer und materieller Zwecke das Ziel des Lebens zu erreichen strebt. — Zschokke hat uns ein Zeugniß gegeben, das für unsre Zeiten mehr Werth hat, als alle Bücher der Welt, weil wir durch seine Persönlichkeit gleichsam mit Augen sehen und uns gedrungen fühlen, seinen Genius in uns zu suchen und aus mannigfachen Erfahrungen eine Theorie zu bilden.«

»Alles, was der Mensch im Leben treibt, beruht auf Naturkräften. Diese Kräfte werden, erkannt, auf feste Grundsätze gestellt, die uns die Elemente einer Kunst oder Wissenschaft zeigen und uns stufenweis zur Meisterschaft führen. Weisheit, Geistesfreiheit, Geistesthätigkeit inneres Schauen, Hören und Fühlen, Wiedergeborenssein und Prophetie sind zwar verschiedene Namen, aber nur eine Kraft, in welcher die Kunst des Lebens und der Grund alles positiven Wissens enthalten ist.«

»Wofern wir gründlich zu Werke gehen wollen, so müssen wir wiederholt sagen, daß der Mensch vermittelt der Sprache Erkenntnißfähigkeit besitzt, weil er, wenn er nicht sprechen könnte, alle Eindrücke, die er von Außen und Innen empfängt, vergessen und somit verlieren müßte. Die Wurzel aller Erkenntnisse scheint nach Diesem in den Sprachwerkzeugen zu liegen, indem wir ohne sie nicht sprechen könnten. — Nun aber fragt es sich: Wer hat diese Organe gebaut? Sind sie zufällig entstanden und von den Menschen benutzt worden? — Das wäre gerade, als wenn wir sagen wollten, die Orgel sei zufällig entstanden, und der Orgelspieler habe den Zufall benutzt und Orgel spielen lernen. — Im Innern des Menschen liegt die Musik. — Diese war von jeher darauf bedacht, stets neue Instrumente verfertigen zu helfen, um sich kund zu thun. — Auf solche Art ist die Orgel entstanden. Lippen, Zungen und Gaumen sind die Werkzeuge zum Sprechen; eine innere, schaffende Sprache hat diese Werkzeuge gebaut und benutzt sie mit derselben Freiheit, wie der Organist die Claviatur der Orgel.«

»Hier spricht man zwar: Geistige Kräfte und musikalisches Talent lassen sich nicht mit einander vergleichen. Wer also spricht, ist ein orthodoxer Mystiker, weil er die Kräfte der menschlichen Natur von



einander trennt und jeder ein eigenes Fach der Thätigkeit anweist. — Die Kräfte des Menschen lassen sich nicht trennen, indem sogar eine und dieselbe Kraft geistig und creatürlich wirken kann. — Im Innern des Menschen ist der Gehörspiegel für die Töne und Accorde der Musik, und dieses erhebt den Musiker zur Kunstproduction. — Im Innern des Menschen ist das ABC der Sprache, vermöge dessen wir denken und sprechen und sogar innere Wahrheiten empfangen können. — Das Licht, welches der eigentliche Träger der Töne und Worte ist, spiegelt sich in seinen Farben und Formen nicht minder, als Töne und Worte im Innern des Menschen, woraus alsdann jene wunderähnlichen Erscheinungen entstehen, die wir in der Bibel und in den Anschauungen Zschokke's erblicken.«

Die Anwesenden äußerten ihre Zufriedenheit über diese Erklärung; nur meinten sie, wenn es so naturgemäß wäre, sollten sich mehre Beispiele unter den Menschen finden. Der Doctor erwiederte: Es sei sich bei der Lauheit, mit welcher man geistige Gegenstände in den Lehranstalten behandle, noch zu verwundern, daß wir nur noch einzelne Strahlen des Urlichtes erblickten. »Denn was hat Derjenige zu gewärtigen, der dem Geiste eine positive Thätigkeit, ein freies Sehen, Hören und Fühlen zuschreibt? — Spott und den Zuruf: Finsterling und Mystiker! — Wer aber behauptet, daß Gott ohne Sehkraft ein Auge, ohne Gehör ein Ohr und ohne Gefühl Gefühle zu erschaffen fähig gewesen sei; wer ferner behauptet, daß man mit zeitlichem Saamen ewige Früchte, mit widersinnigem, vernunftlosen Saamen höchste Vernunft erzielen könne, der huldigt der Lehre des Tages und wird für einen freien Denker, wo nicht gar für einen Philosophen geachtet. — Der Geist sieht, hört und fühlt; von ihm hat es der Körper empfangen; Der Geist formt, spricht und berührt uns, und dadurch allein sind wir im Stande, ihn zu erkennen. Wer anders schließen wollte, machte die Sonne zur Verbreiterin der Finsterniß, die Finsterniß aber zu einer leuchtenden Sonne. — Fort mit solchen vernunftlosen Ansichten, die den Menschen unbegreiflicher Weise ganz einnehmen können. Die Natur ist vor unsern Augen! In ihr ist der Geist, denn sie ist von ihm gebildet, sowie sie in ihm ist, indem sie ihm zur Nahrung dient, aus welcher er immer neue Funken der Weisheit und des Lebens zieht.«

Hier schloß der Doctor. — Der Diaconus wollte noch einige Notizen über seine elementarischen Uebungen geben, die aber keinen Anklang fanden. So trennte man sich, als der Doctor das Versprechen gegeben, Nachricht zu ertheilen, sobald der Kampf mit dem Decan vollständig eröffnet sei. Die Freunde dankten für diese Zusicherung und entfernten sich.

## ***Der Kampf.***

Als die besagten Freunde wieder bei dem Doctor versammelt waren, hatte der Kampf bereits begonnen und Letzterer wurde aufgefordert, die vorläufigen Resultate desselben Preis zu geben. Er ließ sich nicht lange nöthigen und begann:

»Es hat dem Herrn Decan in den Fingern gezuckt, und er schien keine Ruhe mehr gehabt zu haben, bis er seinem apostolischen Gewissen Ruhe verschafft hatte. Aus diesem Grunde waren ihm die vorgeschlagenen Kampfrichter, die Geistlichen, keine hinlängliche Bürgschaft, und er übergab die ganze Sache dem Consistorium. Aus welchem Gesichtspunkte dieses die Angelegenheit betrachtet, weiß ich noch nicht. Indessen hat er doch die versprochenen Aufsätze ausgearbeitet und dem Pfarrer Punter übersendet, der mit den andern Geistlichen sich darüber und über meine Ansichten besprochen, sich jedoch jedes Urtheils so lange enthalten will, bis man über die Gesinnungen des Consistoriums im Klaren sein wird. Ich habe die Aufsätze des Decans in Händen und werde Ihnen, wofern es Sie interessirt, die Hauptpunkte ihres Inhaltes mittheilen.« — Die Freunde baten darum, und nachdem er die Papiere aus dem Schreibepult geholt, begann er:

»Sie erinnern sich noch der Aufgaben, die der Decan und ich einander bei unserm merkwürdigen Zusammentreffen gestellt. Das

von mir gegebene Thema erklärt er im Eingange seiner Arbeit auf folgende Weise:

„Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. — Aus Diesem erhellet, daß schon im Anfange Christus war, weil Christus allein das Wort ist. Das Wort ist der Sohn des Vaters und Gott gleich diesem. Da nun Christus das Wort ist, so muß er auch Gott sein gleich dem Vater. Er ist auch Gott, denn durch ihn, durch das Wort ist die ganze Welt erschaffen. Aus diesem Grunde kam Christus, als er auf die Welt kam, in sein Eigenthum. Wäre er nicht der Schöpfer der Welt, so könnte sie nicht sein Eigenthum sein. Auf diese Art löst sich die uranfängliche Wesenheit Gottes in der Person Christi auf das Vollständigste auf, und wir dürfen an seiner Göttlichkeit nicht mehr zweifeln.“

„Und das Wort war bei Gott. — Hier scheint sich die Wesenheit Gottes in zwei Wesenheiten zu theilen: in das Wort und in Gott. Allein bei genauer Betrachtung findet man, daß Wort und Gott nur Eins sind, indem Gott ohne Wort und das Wort, ohne Gott zu sein, keine Welt hätten erschaffen können. Beide sind in einander so innig enthalten, daß sie nur Eine Wesenheit ausmachen. — Und darin liegt die ewige Liebe des Vaters zum Menschengeschlechte, daß er seinen Sohn, das heißt, einen Theil von sich selbst, gesandt, um die sündigen Menschen zu erlösen. Diese hohe, göttliche Sendung werden wir in der Folge weiter ausführen und mit den bündigsten Zeugnissen evangelischer Sprüche belegen.“

„Und Gott war das Wort. — In diesem Satze ist es ausgesprochen, was Christus ist. Er ist das Wort, und da Gott das Wort ist; so ist er Gott. — Nach dem Wortverstande scheint der Vater selbst im Sohne, in Christus enthalten zu sein. Er ist auch in ihm enthalten; denn Christus sagt selbst: Ich im Vater und der Vater in mir. — Der ganze Unterschied zwischen Vater und Sohn besteht darin, daß Letzterer Fleisch geworden ist, um der Welt Sünden auf sich zu nehmen. Auch dieses wird im Verlaufe dieser Erörterung noch deutlicher auseinander gesetzt werden.“ —

»Dieses ist der wörtliche Eingang der Abhandlung über die drei ersten Sätze des Evangeliums Johannis. In der Folge sind sie weitläufig ausgeführt und mit Citaten belegt, in denen man den gewandten Theologen erblickt. Die Idee des Worts führt ihn auf das Hervortreten der Schöpfung aus dem Chaos, in welchem Christus als Sohn des Vaters schon thätig war. Der Vater sah nämlich im Urbeginn, daß der Thronengel Lucifer abfallen, auf der Stelle, wo er früher geherrscht, ein neues Geschlecht, die Menschheit, entstehen und, durch den Hauch der zurückgebliebenen Atmosphäre verführt, der Sünde sich übergeben werde, die dann nicht anders getilgt werden könne, als durch Menschwerdung, durch Kreuzigung und Tod des ewigen Sohnes, des Wortes.«

»Auf dieselbe Weise behandelt er auch sein selbst gewähltes Thema: Nicht Alle, die da sagen werden, Herr, Herr! werden ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen meines Vaters thun, der im Himmel ist.«

»Den Willen des Vaters, auf dessen Erklärung er das Hauptaugenmerk gerichtet zu haben scheint, bezeichnet er unter vielem Andern wörtlich auf folgende Art:

„Der Wille des Vaters aber ist, an seinen Sohn, an Christus glauben; glauben, daß dieser von Ewigkeit ist und in Ewigkeit sein wird; daß er als vollkommener Gott vom Himmel gestiegen, Mensch geworden, unter dem Namen „Jesus von Nazareth“ unter den Menschen gewandelt, sich mit irdischen Speisen genährt, für die Sünden der Menschen am Kreuze gestorben, vom Tode erstanden und in den Himmel gefahren, jedoch während seiner irdischen Laufbahn Gott war und Gott blieb in vollständiger Kraft, Weisheit und Liebe und dem Menschen dadurch noch zum Vorbilde gedient zu einem göttlichen Wandel. Ferner ist der Wille des Vaters, daß wir Alles, was Christus und seine Apostel, durch den heiligen Geist erleuchtet, gesprochen, unbedingt glauben, ohne uns zu vermessen, darüber zu urtheilen und weder das Geringste davon zu nehmen, oder dazu zu thun. Das ist eben die Sünde, von welcher die Menschen erlöst werden mußten, daß sie sich keine fremden Götter

machen, die eitle Vernunft im Zaume halten und kindlich, dem Erlösungstode vertrauend, sich der Führung des Gekreuzigten voll Demuth überlassen.“ —

»In diesem Sinne spricht sich der Decan über das Wesen Christi mit einer Consequenz aus, die es nur bedauern läßt, daß er das Fundament nicht kennt, das für die christliche Kirche gelegt ist, und daher nothwendig in falscher Richtung bauen muß. Da, wo er von der christlichen Liebe spricht, wird man beinahe versucht, ihn für einen geisterfüllten Seelenhirten zu halten; als er aber auf das Verdammungs-Capitel kommt, wird er ein Feuerstrom, der Alles zu verzehren droht, was seinen Worten nicht glaubt.«

Der Vortrag dieser beiden Aufsätze hatte natürlich auf die Zuhörenden die Wirkung gemacht, die nothwendig erfolgen muß, wenn man auf dem Wege zur religiösen Freiheit sich auf einmal mit ehernen Banden gebunden zu werden bedroht sieht. — Sie sprachen ihre Ansichten unumwunden darüber aus und konnten nicht begreifen, wie sie früher, in ähnlicher Finsterniß hätten leben können, da die Unstatthaftigkeit eines solchen Systems auch dem minder geübten Verstande einleuchten muß. Sie baten den Doctor, ihnen auch seine beiden Aufsätze vorzutragen. Er erwiderte: »Was ich hier schriftlich ausspreche, habe ich Ihnen schon zur Genüge gesagt. Es handelt sich darin um das Grundgesetz der ganzen Lehre, um das Wort. Wer dieses nicht kennt, dem ist mein Aufsatz eine Hieroglyphe; wer es aber kennt, dem muß es sein, wie dem Zimmermann, der ein Haus aufzurichten versteht. — Mein Aufsatz beginnt folgendermaßen:

„Im Anfang war das Wort. — Wo ist der Anfang? Bei jedem Schöpfungsact. — Was ist das Wort? Dieses ist die Schöpfungskraft, die im Chaos in Linien und Farben, mit Blitzen vermischt, herurmfliegt und dadurch sich selber ausspricht. Es ist die ewige Elementarkraft, die Alles schafft und bildet und den Menschen aufrichtet zum Denken. — Es ist der ewige Prophet, der in uns wohnt und uns die Geheimnisse der Schöpfung und der Lehre Christi enthüllt. Es ist dasjenige Eigenthum des Menschen, das er

bewahren muß, soll ihm seine Freiheit und seine Selbstständigkeit bleiben. Dieses Wort war von Anfang.”

„Und das Wort war bei Gott. — Hier wird die Hieroglyphe dunkler, weil wir Gott in zwei Theile getheilt sehen: in Gott und Wort. Allein es klärt sich bald auf, wenn wir das Wort als eine Eigenschaft Gottes und Gott als den Besitzer desselben betrachten. Gott ist der Zusammenfluß oder die Sonne der Sprachelemente, das Wort aber ist die Anwendung derselben in seinen unzählbaren Zusammensetzungen. Auf diese Art sind Wort und Gott nur Eins, und wir sind gezwungen, den dritten Satz hinzuzufügen:”

„Und Gott war das Wort.”

»So lautet der Anfang meines ersten Aufsatzes. Das Folgende trägt nicht mehr so klar das Gepräge meiner Ansichten, weil ich mich, um den Kampfrichtern verständlich zu werden, mehr an die Schule halten mußte, und darum erachte ich es für überflüssig, die Zeit mit Vorlesung desselben zu verderben. Wir wollen lieber noch einige Augenblicke bei dem oben Gesagten stehen bleiben, um den Sinn desselben so viel als möglich zu erörtern.«

»Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. — Nach dem klaren Sinne dieser Worte muß Derjenige, der das Wort kennt, auch Gott kennen, weil der Schluß es ausdrücklich sagt: Und Gott war das Wort. Es entsteht jetzt nur die Frage, ob das, was ehemals war, auch in unsrer Zeit noch sein werde? Diese Frage läßt sich leicht und genügend beantworten, in sofern die Rede von Gott ist, und Gott von Ewigkeit war und in Ewigkeit sein wird. Darum, wenn Gott das Wort war, so ist er es noch. Es entsteht demnach eine andere Frage, und die heißt: Wie vernimmt man das Wort? — Hier muß man den Frager auf die Bibel verweisen, wo er solches in allen Verhältnissen, im Großen wie im Kleinen, im Einzelnen wie im Allgemeinen findet. — Doch warum hören wir jetzt dieses Wort nicht mehr? — Hier muß man mit den Worten des Propheten Amos antworten, dessen Prophezeiung leider im höchsten Grade eingetroffen ist. Er spricht Kap. 8, V. 11, 12:

„Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr Herr, daß ich einen Hunger in das Land schicken werde; nicht einen Hunger nach Brod, oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Worte des Herrn zu hören.“

„Daß sie hin und her, von einem Meere zum andern, von Mitternacht gegen Mittag umlaufen und des Herrn Wort suchen und doch nicht finden werden.“ —

»Wir hören das Wort nicht mehr, weil die Orthodoxie es verdreht und unsere Seele dergestalt mit dogmatischen Heiligthümern überfüllt hat, daß wir vor freier, natürlicher Wahrheit erschrecken und den Muth nicht mehr haben, ihren ursprünglichen Glanz zu schauen. Wir hören es nicht mehr, weil die Vernunft, mit sinnlichen Eindrücken und Vorstellungen zu sehr beschäftigt, sein reines Licht nicht mehr ertragen kann und sich ihm mit aller Klugheit, die ihr zu Gebote steht, entzieht.«

»Soll dieser Zustand noch lange fort dauern? — Soll denn in einer Zeit, wo alle Zweige des Wissens und Könnens im herrlichsten Flor stehen, dieser göttliche Zweig, diese Krone alles Wissens, das ewige Wort, nicht auch wieder an das Tageslicht gezogen und bearbeitet werden? — Wir nennen uns Christen — das Christenthum ist eine Prophetenschule. Wir nennen uns Christen — das Christenthum ist die Lehre des Wortes, aber nicht nur des geschriebenen, sondern vom Geiste gegebenen, den Christus den „Heiligen“ heißt. Wollen wir länger das nothwendige Prädicat eines Christen entbehren und uns mit dem leeren Namen begnügen? — Nein, wir wollen, wenn auch nur in kleiner Zahl, das Höchste, was die Menschheit haben kann, in uns wieder verwirklichen, damit Diejenigen, die von einem Meere zum andern umlaufen, sich trösten und sagen können: Die traurige Zeit der Prophezeiung ist vorüber und das verlorne Wort wieder gefunden.«

Der Doctor schloß hier seinen Vortrag. Keiner der Anwesenden erwiderte Etwas darauf. Der Doctor, dem diese Stille auffiel, sprach: »Sie müssen verzeihen, wenn ich, statt zu lehren, manchmal in Deklamationen verfallende. — Aber, wer kann in einer Stadt, wo er

lauter ausgehungerte Einwohner sieht, ruhigen Herzens bleiben und seiner Sprache gebieten?«

Die drei Freunde theilten diese Ansicht und gelobten, wenigstens für sich, diesem traurigen Zustande ein Ende zu machen. Der Diaconus äußerte noch besonders: »Herr Doctor! beruhigen Sie sich; ich bin der Sache so sicher auf der Spur, daß ich hoffe, Ihnen bald Resultate zeigen zu können.« — Die Andern versprachen hinter dem Diaconus nicht zurückzubleiben und ihn zu bitten, ihnen beim Eintritte auf dem richtigen Wege Führer zu sein.

Der Doctor fand diese Vereinigung sehr zweckmäßig und sprach: «Reisen Sie zusammen, dann wird Ihnen der Weg um so leichter.«

Man trennte sich, und die drei Freunde besprachen sich noch unterwegs über die Art und Weise, sich mit dem Diaconus in Berührung zu setzen, um sein Pestalozzisches Verfahren kennen zu lernen.«

## ***Die Correspondenz.***

Der Doctor war auf einige Monate auf's Land gezogen, weil er sich da freier fühlte und seiner geistigen Thätigkeit ungehinderter nachkommen konnte. — Er hatte dem Professor aufgetragen, Alles, was in Beziehung auf den Decan vorkommen könnte, zu besorgen oder ihm zu berichten. So gingen mehre Monate vorüber, ohne daß etwas Erhebliches vorgefallen oder gesprochen worden wäre. Die drei Freunde waren zwar öfter zusammengekommen, aber ihre Unterredungen drehten sich um das vom Doctor Gehörte, und so hatten sie keinen Nutzen davon, als höchstens das Gedächtniß zu schärfen. In dieser Verlegenheit verabredeten sie, sich mit dem Doctor in eine Correspondenz zu setzen, theils, um etwas Neues zu



lernen und theils auch, um die Ansichten des Doctors schriftlich vor Augen zu haben. Der Diaconus übernahm es, die Correspondenz zu führen, und ließ schon den andern Tag folgendes Schreiben an den Doctor abgehen.

### ***Diaconus an den Doctor.***

»Hochgeehrter Herr zc.

»Wir fühlen uns seit Ihrer Abreise wie eine kleine Heerde ohne Hirten. Wir haben uns zwar schon mehrmals über die Sache, die uns die wichtigste ist, besprochen, allein es fehlt uns die geistige Autorität welche die Worte aus dem Reiche des Geistes zieht und jeden Widerspruch schon im Voraus beseitigt. Darum haben wir uns entschlossen, Sie zu bitten, an Sie schreiben zu dürfen und von Ihnen, wenn auch nur einige Mal, Antwort und Belehrung zu erwarten. Ich fange daher damit an, Ihnen meine bisher gewonnenen Ansichten, in Hinsicht einer Elementarlehre unserer Sache, darzulegen, um Sie in den Stand zu setzen, das Nichtige vom Irrthümlichen zu sondern und mir Ihre väterliche Zurechtweisung zu ertheilen. Ich verspreche im Voraus, daß Alles, was Sie mir sagen, auch meinen Freunden gesagt sei, indem wir uns das Wort gegeben, auf unsrer Wanderschaft zum Tempel der Wahrheit fest an einander zu halten.«

»Sie, mein hochgeehrter Gönner, waren es, der mich aufmerksam gemacht auf die Möglichkeit einer Elementarmethode, vermittelt welcher man den Geist der christlichen Religion zu erkennen vermöge. Diese Idee nahm gleich meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich widmete ihrer Erforschung mehrere Stunden des Tages und oft ganze Nächte. — Welches sind die Elemente der christlichen Religion, frug ich mich unausgesetzt und glaubte sie anfangs gefunden zu haben in den drei Pfeilern ihrer Kirche: Glaube, Hoffnung und Liebe. Aber wie diese Eigenschaften in gehörigem Maße zu erringen, zu pflegen und auszuüben seien? war meine zweite Frage. Ich quälte mich ab, allein der Glaube wurde nicht

stärker, die Hoffnung nicht tröstlicher und die Liebe nicht wärmer. Ich forschte nach Grundbegriffen der Theologie und Philosophie zugleich und fand, daß man bei der Zergliederung eines jeden Begriffes noch eine Menge Dinge entdeckt, über die wir gar keine Auskunft zu geben wissen. Ich sagte mir: krumme und gerade Linien und Winkel sind die Elemente der Geometrie und die Töne der Tonleiter der Musik; wo finde ich etwas Derartiges im Reiche des Denkens, des Glaubens, mit einem Worte, im Reiche der Religion?

---

Ich suchte nun in den Namen der Heiligen, der Apostel, im Namen Christi und sogar der Propheten eine Elementarkraft, die mir den Anfang der Sache zu zeigen vermögend sei. — Ich muß gestehen, in dieser Thätigkeit gewann ich Etwas, das ich damals nicht zu deuten wußte und mir erst seit Kurzem klar geworden ist. Es war sonderbar, wie alle diese Namen, die ich mir aus der Bibel besonders auserwählt, im Munde sich selbst aussprachen, durch den Gaumen hinunter in den Magen drangen, von da an in allen Richtungen durch den Leib zogen und mir manchmal angenehme, manchmal aber auch schmerzhaft empfindungen erregten. Ich wußte damals solche Erscheinungen nicht zu deuten, jetzt aber fühle ich, daß Jenes eine nützliche Vorarbeit für mich gewesen sein müsse, indem ich von dem Augenblicke an, als Sie mich auf den Kaiser J-a-o, das heißt, auf Buchstaben aufmerksam gemacht, das Elementarische gefunden und so unfehlbar erkannt habe, als ich weiß, daß ich zum Gehen meine Füße in Bewegung setzen muß.«

»Ich lege Ihnen diese meine Beobachtungen vor, nicht in der Absicht, Sie zu fragen, ob sie richtig seien, denn hier ist kein Irrthum mehr möglich; aber Sie zu bitten, mir einige Winke zu geben, die Elemente noch gründlicher zu behandeln, sie in eine Art Scala zu setzen, auf welcher man sicheren Schrittes zur freien Erkenntniß, zur Meisterschaft schreiten kann.«

»Die Freunde, denen ich dieses Schreiben, das sie aber noch nicht recht verdauen mögen, vorgelesen habe, grüßen Sie mit völliger Ergebenheit; ich aber verbleibe zc.«

## ***Der Doctor an den Diaconus.***

»Ihr Schreiben hat mir innige Freude gemacht, indem ich daraus ersehen konnte, daß Sie der Wahrheit nicht nur auf der Spur, sondern bereits in ihrem Tempel sind. Allein es mangelt Ihnen noch die specielle Ansicht aller Theile des Tempels, die nothwendig ist, um gehörigen Nutzen zu ziehen. Zu dieser Erläuterung werden wenige Worte hinreichen; darum vernehmen Sie:

»Ich habe bei unsern Zusammenkünften oft gesagt, die Sprache sei des Menschen höchste Gabe. Diese nicht nur in den ausgesprochenen, sondern auch organischen Elementen kennen zu lernen, ist für einen treuen Diener der Kirche eine wesentliche Bedingung.«

»Die organischen Elemente der Sprache sind Lippen, Zähne, Zunge und Gaumen. Diese sind, wie die Buchstaben selbst, so fest in der Natur begründet, daß keines die Stelle des andern ersetzen kann. Mit den Lippen kann man nicht D, mit der Zunge nicht B, mit dem Gaumen keines von Beiden sagen. Eben so wenig ist man aber im Stande, mit den Lippen, Zähnen oder Zunge ein K oder Ch auszusprechen. — Geben Sie wohl hierauf Acht! Es ist von größter Wichtigkeit, indem wir dadurch in den Stand gesetzt werden, in das Innere der Natur zu dringen und ihre geistigen Kräfte zu erforschen.«

»Die Lippen sind Repräsentanten der Haut und der Muskeln des Menschen. Die Zähne bilden die Saugäste des Knochensystems. Die Zunge steht mit den innern Organen des Leibes, mit den Adern, dem Blute, sogar mit den Nerven in engster Verbindung. Der Gaumen befindet sich stets in einem hintersten Winkel oder im Mittelpunkte einer Sache.«

»Alles, was ist, trägt das Gepräge dieser vier organischen Elemente. Jedes Ding hat ein Aeußeres, ein Befestigendes, ein Inneres und ein Mittleres. — Die obere Erdlage des Erdballs fühlen wir, wenn wir sie in unsre Vorstellung bringen, als Lippe; die Urgebirge mit ihren Zacken und Felsen, die durch den ganzen Erdball gehen, als Zähne

und Knochen; hinter diesen Felsgerippen fühlen wir die Zunge, und den Mittelpunkt der Erde können wir uns nur vermittelt des Gaumens deutlich vorstellen.«

»Nehmen Sie dieses Wenige. Einem Elementar-Manne, wie Sie, wird die Anwendung leicht sein. — Ihren Freunden aber theilen Sie ja den Inhalt dieses Schreibens nur langsam mit, damit sie durch die Einfachheit und das Ungewöhnliche derselben nicht scheu gemacht werden. Ich grüße Sie und die Freunde mit aufrichtiger Freundschaft und Hochachtung zc.«

### ***Diaconus an den Doctor.***

»Ich habe unsern Freunden den Schluß Ihres inhaltreichen Schreibens, worin die Grüße, aber auch zugleich die Mahnung, langsam mit demselben zu Werke zu gehen, enthalten sind, mitgetheilt. Die Grüße erwidern sie mit aufrichtiger Verehrung, über das langsame Vorwärtsschreiten sind sie nicht ungehalten, weil ihnen der Inhalt meines Schreibens noch zu viel zu schaffen macht. Besonders will es dem Professor nicht einleuchten, daß es möglich sei, mit technischen Mitteln geistige Kräfte zu wecken. Ich habe es schon oft bemerkt, je mehr Rationalist, desto größerer Orthodox, oder umgekehrt, wo man vor lauter Orthodoxie superrational wird. Er muß aber an's Werk, und er will daran, nur bittet er, Geduld mit ihm zu haben, wenn sein Allzugescheidtseinwollen ihn über die Schranken führt. — Der Assessor geht schnell vorwärts, und wenn es ihm je möglich wird, sein idealisirtes Ideal zum Sprechen zu bringen, so hat er Alles gewonnen.«

»Ihr herrliches, unbänderliches, in der Natur befestigtes System mit Lippen, Zähne, Zunge und Gaumen habe ich praktisch untersucht und es so vollständig bewährt gefunden, daß ich nicht begreife, warum man es nicht in allen Schulen hat, um die Kinder dadurch vorzubereiten auf ein inneres, religiöses Leben, das den Menschen allein zur Unsterblichkeit führt.«

»Meine übrige Thätigkeit betreffend, kann ich sagen, daß ich manchmal das Wort in mir deutlich vernehme. Aber es sagt nicht immer die Wahrheit; was ist da zu machen?«

»Vom Herrn Decan hören wir nur so viel, das das Consistorium seine Eingabe ad acta gelegt und ihm eine Art Mahnung, die allgemeine Toleranz nicht zu verletzen, zukommen ließ.«

»Vergessen Sie uns nicht und nehmen die Gesinnungen zc.«

### ***Der Doctor an den Diaconus.***

»Ich habe Ihnen ein kleines Ereigniß zu berichten, das für unsern Herrn Professor von guter Wirkung sein kann.«

»Sie kennen den Ort M....t, das liebliche Thal, worin es liegt, den klaren Fluß, der an ihm vorbei fließt, die schönen Anhöhen rings umher, worauf man die Gegend wie in einem Zauberspiegel übersieht. Von diesen Schönheiten angezogen sieht man um diese Jahreszeit immer einige Städter und Städterinnen daselbst, welche die gesunde Luft und angenehme Gegend als eine Art Kur gebrauchen, um sich für den Winteraufenthalt in der Stadt zu stärken. Unter diesen befand sich ein Mann, der in einer Art philosophischen Stolzes sich um die Andern wenig kümmerte und bald da, bald dort hin kleine Ausflüge zu Fuß für sich machte. Mir war es gerade auch nicht um große Gesellschaften zu thun, und ich machte es, wie der Obengenannte. Wir begegneten uns einige Mal auf unsern Wanderungen, entschlossen uns endlich, einander das Wort zu gönnen und zu fragen: Sie benutzen den schönen Tag heute auch wieder? — Es scheint, dieser Weg sei Ihnen der angenehmste? und so weiter. Nach einem solchen Gespräch gingen wir einmal eine Viertelstunde neben einander, ohne gerade einen besondern Discours zu führen. Der Mann wurde mir interessant und, wie es schien, ich ihm nicht minder. Als wir uns wieder begegneten und die ersten oben genannten Begrüßungen vorüber waren, frug ich ihn:

Ich. »Sie scheinen nicht hier zu Hause zu sein?«

Er. »Nein.«

Ich. »Welch ein Geschäft zieht Sie in diese Gegend?« .

Er. »Keines.«

Ich. »Wenn man kein specielles Geschäft hat, arbeitet man oft am meisten.«

Er. »Ich habe viel gearbeitet und bin vor der Hand am Ziele.«

Ich. »Ruhen vielleicht auf Lorbeeren aus?«

Er. »Nein, keinesweges. Ich stehe mit der Welt in einem Conflict, wo man keine Lorbeeren erwarten darf.«

Ich. »Verzeihen Sie, es war nicht meine Absicht, in Geheimnisse zu dringen.«

Er. »Ich habe keine Geheimnisse; im Gegentheil decke ich zu viele Geheimnisse auf.«

Ich schwieg jetzt, indem ich ihn für einen Politiker hielt, dem man nicht recht zu kommen schien und ihn darum so vereinzelt herumwandern ließ. Mein Stillschweigen fiel ihm auf, und darum sprach er:

»Verkennen Sie mich nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit den Menschen in einem Konflikte stehe. Dieses ist von der Art, daß es, seit wir keine geistliche Inquisition mehr haben, die ganze Welt wissen darf. Ich stehe nämlich mit der Geistlichkeit im Streite, weil ich behaupte, ihr Treiben tauge nichts, und es wäre eben so gut, wenn sie gar nicht da wäre.«

Nun war mir's klar, was ich für einen Mann vor mir hatte. Das ist ein Rationalist unserer Zeit, dachte ich, und nahm mir vor, doch zu sehen, wie weit er schon infiscirt sei? Ich sprach daher:

Ich. »Da mögen Sie nicht Unrecht haben.«

Er. »Leider habe ich Recht; weiß aber kein Mittel, dem Uebel zu steuern.«

Ich. »Jedes positive Uebel verzehrt sich selbst.«

Er. »Und weil der Clerus sich nicht selbst aufreibt, halten Sie ihn für kein positives Uebel?«

Ich. »Ich bin so eigner Natur, daß es mir schwer wird, an ein positives Uebel zu glauben.«

Er. »Dann sind Sie ein Philantrop jener gutmüthigen Art, die immer hoffen und wenn sie sich alle Tage betrogen sehen.«

Ich. »Diese Art Philantropie scheint eine Naturanlage zu sein.«

Er. »Nein, mein Herr, das ist sie nicht, sonst müßte ich sie noch besitzen. Ich liebte die Menschen alle, ohne Ausnahme. Ich sah das Bild Gottes in ihnen und wäre im Stande gewesen, mich für sie aufzuopfern; aber leider bin ich aus meinem schönen Traume geweckt worden und sehe nichts um mich her, als Betrogene und Betrüger.«

Ich. »Da muß man die Betrüger entlarven.«

Er. »Das wäre wohl mein Ziel, wenn es zu erreichen stände. Aber sich mit den Betrügern in einen Kampf einzulassen, hieße nichts Geringeres, als den Olymp stürmen und den Thron Jupiters in den Abgrund stürzen.«

Ich. »Jupiter ist bereits gestürzt.«

Er. »Er, nein! Er herrscht noch in seiner gestohlenen Majestät, jedoch unter einem andern Namen, unangefochten und unumschränkter als je.«

Ich. »Sie meinen, die Majestät des gebotenen Glaubens sitze auf Jupiters Throne?«

Er. »So ist es. Sie haben mich begriffen und werden mir beistimmen.«

Ich. »Ihre Behauptung hat allerdings etwas Wahres; doch ganz unbedingt kann ich ihr nicht beistimmen.«

Er. »Nicht? — Dann schweige ich, indem ich Sie nicht in jene Oede versetzen will, wo zwar allein die Sonne der Wahrheit leuchtet, deren Strahlen aber, statt zu wärmen, das Herz vertrocknen.«

»Ich erwiderte nichts auf diese Phrase; denn nun kannte ich meinen Mann und hatte bloß darauf zu denken, wie ihm beigegeben und die Rinde seines Herzens gesprengt werden möchte.«

»Wir sprachen noch über andere, unbedeutende Gegenstände. Endlich kehrte er in den Ort zurück, ich aber stieg noch eine Anhöhe hinauf, um den Untergang der Sonne in vollster Majestät zu sehen.«

»Der Mann schien mir einige Tage lang auszuweichen, denn er hatte eine andere Seite der Gegend für seine Spaziergänge erwählt. Endlich kam er wieder. — Das Herz, das der starrköpfige Rationalist nie ganz unterdrücken kann, schien ihn wieder auf meinen Weg gezogen zu haben. Er grüßte mich freundlich, und nachdem er mir auseinander gesetzt hatte, daß die Gegend von der andern Seite der Anhöhen sich nicht so schön ausnehme, kam er auf die Menschen, von diesen auf ihre Fehler und Schwächen und endlich wieder auf die Geistlichkeit zu sprechen. Er entschuldigte sich zwar, als er dieses Thema berührte; ich erwiderte ihm aber, daß er sich nicht zu geniren brauche, indem ich in dieser Hinsicht einen so guten Magen besitze, auch unverdaulich scheinende Speise ertragen zu können. Er freute sich meiner Toleranz, oder, indem er sich corrigirte, meiner Freisinnigkeit, indem er behauptete, des Menschen größtes Unglück bestehe darin, die Wahrheit nicht hören zu wollen.«



»Ich erwiderte auf Dieses, daß ich sein Urtheil billige, nur könne ich mich nicht mit Jedermann's Ansichten über den Begriff „Wahrheit“ vereinigen, weil Manche die Wahrheit in einem undurchdringlichen, mit Gegenständen überfüllten Labirinthe, Andere aber in einer Sandwüste suchen. Der Mann stutzte und frug mich, zu welcher Classe ich ihn wohl zähle? — Ich antwortete: Zur zweiten — Er sah mir bei dieser Antwort ruhig in's Gesicht und sprach: Sie haben nicht ganz Unrecht; allein so sehr wüste ist es auf meiner Seite nicht, als man wähnt. Der Mensch wird geboren, wächst auf unter Kinderfreuden und gepflegt von liebenden Eltern. Dann tritt er in's Leben, freut sich seiner Wirksamkeit, freut sich des Guten, das er stiftet; giebt ihm das Glück noch eine wackere Hausfrau und brave Kinder, so wäre es unrecht, für einen solchen Lebenslauf nicht dankbar zu sein.«

»Ich sah meinem Manne, während er sprach, ruhig in's Gesicht, um zu sehen, ob seine Mienen die Worte nicht Lügen strafen? Ich bemerkte nicht das Geringste. Endlich sagte ich: Unsterblichkeit ist ein hohes Glück, selbst wenn sie sich nicht realisirt und wir nur daran glauben.«

Er. »Der blinde Glaube ist unter allen Umständen ein Uebel.«

Ich. »Ich kannte einen jungen Mann, der war der Sohn reicher Eltern, deren Vermögen er aber durch häufige Unglücksfälle verlor und in die tiefste Armuth versetzt wurde. Er hatte Nichts in seinem Unglück, als die sichere Aussicht auf die Erbschaft eines reichen Onkels. — Dieser Gedanke, ich möchte sagen, dieser Glaube an eine günstige Wendung seines Schicksals gab ihm Stärke, sogar oft Freudigkeit, alle Bedrängnisse der Armuth zu ertragen und seinen Seelenfrieden zu bewahren.«

Er. «Nun, und wurde sein Glaube gerechtfertigt? Gingen seine Hoffnungen in Erfüllung? — Denn in solchen Erwartungen sich betrogen zu sehen, muß doch das Bitterste sein!«

Ich. »Er starb noch vor dem Onkel.«

Er. »So eitel sind die Phantome des Glaubens und der Hoffnung.«

Ich. »Sie geben aber doch Ruhe durch den Zauber einer schönen Aussicht.« —

Er. »Wohl Dem, der im Irrthume, in der Finsterniß wandelt. Ich gestehe Ihnen, daß ich eine solche Finsterniß für zuträglicher halte, als das Sonnenlicht der Mittagshöhe, wo man nicht genug Schatten suchen kann. Wer aber in solcher Sonnengluth steht, soll der darum verzweifeln?«

Ich. »Der soll sich, wie Sie selbst bemerkt, eine wohlthätige Hütte oder Laube bauen, um dort im Schatten behaglich zu ruhen.«

Er. »Wie baut man solche Hütten und Lauben?«

Ich. »Mit dem Glauben an Unsterblichkeit.«

Er. »Worauf gründet sich dieser Glaube?«

Ich. »Auf eine positive Geistesfreiheit des Menschen.«

Er. »Auf Geistesfreiheit? — Wenn das wäre, so müßte doch gerade die Vernunft, die eigentlich den Geist ausmacht, Aufschluß darüber geben.«

Ich. »Sobald die Vernunft sich mit den Gefühlen des Glaubens und der Liebe vereinigt, dann wird der Aufschluß nicht fehlen.«

Er. »Hier bauen die Menschen auf Sand, auf eine Priesterlehre, die zu allen Zeiten die Menschen betrogen, um ihren Ehrgeiz, ihre Herrschsucht, ihre Habsucht, ihre Wollüste, mit einem Worte, alle Triebe zu befriedigen, wozu die Thiernatur den Menschen treiben kann.«

Ich. »Der Gedanke, daß es eine Classe von Menschen gebe, die von ihrem Ursprunge an bis jetzt nur darauf bedacht gewesen sei, ihre Mitmenschen zu betrügen und auf ihre Kosten zu schlemmen,

streitet so sehr gegen mein Gefühl, daß ich Ihnen hier durchaus nicht beistimmen kann.«

Er. »So zeigen Sie mir einen Grund der Priesterherrschaft aller Zeiten und Nationen, wenn es der angeführte nicht ist.«

Ich. »Der Grund ihrer Herrschaft besteht in der Erhabenheit ihres Berufes.«

Er. »Wer hat sie berufen?«

Ich. »Wer sie berufen habe: — In der richtigen Beantwortung dieser Frage liegt die Lösung des Räthsels. Einige sagen, Gott selbst habe sie berufen; Andere sagen, der Geist; eine dritte Partie ertheilt dem Verstande und der Vernunft diese Ehre; eine vierte baut auf innere Gefühle, indem sie behauptet, diese seien eine Mahnung Gottes. Noch eine Partie giebt es, die ganz einfach zu Werke geht und geradezu erklärt, auf der Selbsterkenntniß beruhe die Erkenntnis Gottes, das Wesen der Religion und der hohe Beruf der Geistlichkeit.«

Er. »Das muß eine Selbsterkenntniß eigener Art sein, soll sie dieses zu erklären vermögen.«

Ich. »Es ist nicht diejenige Selbsterkenntniß, wo wir uns nur sagen, wir seien besser und gescheidter, als jener; oder wo man meint, in den Schacht seines Lebens gestiegen zu sein, wenn man sich sagen kann, ob man ruhigen oder heftigen Temperaments, ob man fleißig oder träge, rachsüchtig oder gutmüthig u.s.w. sei, sondern die, wo wir die Empfänglichkeit unserer Natur, auch geistige Eindrücke zu empfangen und, wohl gemerkt, auch zu empfinden, so genau kennen, daß wir uns derselben in jedem Augenblick bedienen können.«

Er. »Wie ist das? — Dieser Ausspruch ist mir so neu, daß ich ihn noch nicht einmal dem Wortsinne nach fasse. Eine Empfänglichkeit, deren wir uns bewußt sind, die geistige Eindrücke, die wir zugleich

empfinden, empfängt, und deren wir uns in jedem Augenblicke bedienen können. — Ist es nicht so?«

Ich. »Ungefähr. Doch um die Sache verständlicher zu machen, wollen wir, wenn es Ihnen nicht zuwider ist, sie praktisch untersuchen.«

Der Mann machte große Augen und maß mich von Kopf bis zu den Füßen, als wenn er untersuchen wollte, ob ich, wie andere Leute, auf zwei Beinen stehe, und frug im Tone des Erstaunens:

Er. »Praktisch untersuchen?«

Ich. »Versteht sich. Welcher Vernünftige wird Etwas glauben wollen, wovon er keine Proben hat.«

Er. »Sie sprechen immer räthselhafter. Sie wollen Proben einer Empfänglichkeit geben, vermöge welcher man geistige Eindrücke empfindet?«

Ich. »So habe ich gesagt. Es kömmt nur auf Sie an, sich einer solchen Probe zu unterziehen.«

Er. »Was habe ich dabei zu thun?«

Ich. »Nichts, als höchst natürlich zu sein und nur auf die Fragen, die ich stelle, mit der größten Aufrichtigkeit zu antworten.«

Er. »Sie werden mir immer unbegreiflicher. Sind Sie etwa ein Zauberer?« —

Ich. »Ich bin kein Zauberer, sondern ein reiner Rationalist, der, wenn man ihm sagt: tief in der Erde sind die Gold-Minen — dort entsteht das Gold durch Vereinigung und Befestigung der Strahlen der Sonne zu einem kompakten Lichtmetall — nicht widerstreitet, sondern einen Schacht bohrt, hinuntersteigt und sich überzeugt, daß die Sonne wahrhaft unter der Erde sich spiegelt und ein Gleichniß ihrer Reinheit herstellt.«

Er. »Das ist ein treffendes Bild. Allein, mich verlangt nach der Probe.«

Ich. »Sie sind also im Ernste entschlossen?«

Er. »Ja.«

Ich. »Und wollen, ohne vorher zu klügeln, ohne vorher zu überlegen, bloß nach Ihrem Gefühl Antwort auf meine Fragen geben?«

Er. »Ja.«

Ich. »Ich muß noch eine Bemerkung voraus senden. Die Sache, die wir unternehmen, ist so leicht daß ein Kind sie unfehlbar besteht. Dem verjährten, mit Vorurtheilen behafteten Scheinphilosophen kann es mißlingen.«

Er. »Ich bitte, zur Sache.«

Ich. »Nun wohl, so hören Sie. — Ich frage: Wenn Sie sich die Spitze unseres Kirchthurmes vorstellen, wo spüren Sie es?«

Er. »Natürlich in dem Kopfe.«

Ich. »Wenn Sie sich aber das tiefgelegte Fundament des Thurmes vorstellen, wo spüren Sie es dann?«

Hier stutzte der Gefragte und antwortete:

Er. »Sonderbar! in den Füßen.«

Ich. »Wenn Sie den hinaushängenden Ast dieses Baumes in Ihre Vorstellung aufnehmen, wo spüren Sie es?«

Er. »Auf den Achseln.«

Ich. »Und die Wurzeln des Baumes?«

Er. »Wieder in den Füßen.«

Ich. »Ich danke Ihnen. Sie haben Ihre Sache gut gemacht.«

Er fing hier unwillkürlich zu lachen an und frug:

Er. »Wohin soll das führen?«

Ich. »Sie überzeugen, daß geistige Eindrücke möglich sind; Weder das Fundament des Thurmes, noch die Wurzeln des Baumes haben Sie berührt, und dennoch haben Sie dieselben empfunden.«

Er. »Und die Anwendung davon?«

Ich. »Wir sind von Jugend auf gelehrt und gewöhnt, Gott in der Höhe zu suchen, ihn uns in der Höhe vorzustellen; dadurch steigt er uns in den Kopf, wo wir ihn so lange durchdenken und verarbeiten, bis er sich endlich auflöst und für uns verschwindet. Gott ist überall; der ganze Mensch, das heißt, die ganze Gestalt des Menschen, muß ihn empfinden lernen, dann haben wir ihn auch ganz. In den Füßen, Knieen, Schenkeln, Hüften, Lenden, auf dem Bauche, auf der Brust und dem Rücken, ja sogar in allen innern Organen, bis auf das Mark in den Knochen, muß er sich regen, dann fühlen wir ihn, fühlen unser positives Leben, und die Unsterblichkeit wird nicht nur möglich, sondern Notwendigkeit. Der Kopf ist die Thurmspitze, ist der Hahn auf derselben, der in die Welt hinausschreit und sich nach jedem Winde richtet; der Alles überschaut, aber auch überall gesehen wird. Im Thurme selbst ist die Uhr, die nach festgesetzten Regeln geht und Minuten, Stunden und Tage mißt. Alles dieses aber könnte nicht sein, wofern er nicht auf einem festen Fundamente, auf festen Füßen stünde. Ich bitte Sie, Dieses zu überlegen, ein wenig zu üben, und Sie werden die Probe bestätigt finden.«

Er. »Ich habe empfunden, was Sie sagen, und dennoch muß ich auf meiner Behauptung beharren und sprechen: Es ist unmöglich. Wie ist es denkbar, daß wir Gott oder den Geist zuerst an den Füßen erkennen lernen sollten?«

Ich. «Ob es uns denkbar sei oder nicht, es ist doch nicht anders. — Doch ich frage weiter, bitte Sie aber, sich mit dem Gesichte nach

Süden zu stellen. — Wenn Sie sich so den Aufgang der Sonne vorstellen, wo fühlen Sie solche?«

Er. »An meiner linken Seite.«

Ich. »Und den Untergang derselben?«

Er. »An der rechten.«

Ich. »Ich frage weiter: Wo fühlen Sie das Land unsrer Gegenfüßler?«

Er. »An den Füßen.«

Ich. »Und wo den Himmel über den Gegenfüßlern?«

Er. »Auch an den Füßen, aber in einem großen Bogen.«

Ich. »Welche Vorstellungen werden nun reiner sein, die, welche wir unmittelbar aus den Wolken über uns oder die, welche wir unter uns, durch den ganzen Erdball an uns ziehen?«

Er. »Die letztern.«

Ich. »Können Sie sich noch etwas Reineres, als Dieses ist, vorstellen?«

Er. »Nein.«

Ich. »Das Allerreinste, das der Mensch sich vorstellen und zugleich empfinden kann, ist der Geist Gottes. Die Empfänglichkeit des Gefühls naturgemäß zu wecken und zu verfeinern, ist Selbsterkenntniß, das Empfundene aber ist Gott, dessen Erkenntnis alle Religionsstifter und geistige Institutionen zum Ziele hatten.«

Er. »Und dieses wäre der Grund, auf welchem die Religionen und ihre Priesterschaften ruhten?«

Ich. »So ist es.«

Er. »Warum sehen wir keine Spuren einer solchen Lehre?«

Ich. »Weil sie verloren gegangen, und wir mit dem Hahne auf dem Thurme Alles zu erringen hoffen.«

Er. »Ich weiß genug und werde prüfen.«

»Mit diesen Worten war die Unterredung abgebrochen. Ich hielt mich für überzeugt, den Stockrationalisten die volle Ladung gegeben zu haben, und fing an, von dem schönen Wetter zu reden. Er sagte mir nach einigen Erwiderungen guten Abend und kehrte in den Ort zurück.«

»Lesen Sie Dieses Ihren Freunden vor und sagen Sie dem Herrn Professor vor dem Lesen, ich ließe ihn bitten, recht aufmerksam zuzuhören und die vorkommenden Lehren durch selbstgemachte Proben zu prüfen.«

»Ich grüße Sie Alle und Sie versichere ich meiner Hochachtung und Freundschaft.«

### ***Diaconus an den Doctor.***

»Ich glaube, eine solche Sensation, wie Ihr Schreiben nicht nur auf den Professor, sondern auf uns Alle hervorgebracht, hat nicht leicht ein anderes, so viel in der Welt auch schon geschrieben worden, hervorbringen können. — Der Professor konnte sich vor seinem Erstaunen kaum erholen. — Der Assessor äußerte: Wir suchen für unsre Nachforschungen und Handlungsweise ein Ideal, indessen wir eines in unserm hochgeehrten Freunde und Gönner, dem Herrn Doctor, vor uns haben, das nicht Vollständiger sein könnte. — Ich aber äußerte: Nun begreife ich auf einmal, warum die Alten ihre gottesdienstlichen Feierlichkeiten niemals auf die Mittagsstunde, sondern immer auf den Morgen oder den Abend verlegten. — Die Mithraisten und Pythagoräer begrüßten die Sonne beim Aufgange und ließen diese erhabene Erscheinung auf ihren Leib einwirken,



indessen sich doch der Horizont auch über ihren Häuptionen erhellte. Die ersten Christen wählten die Nachtzeit, und noch feiern die Katholiken die Geburt Christi um Mitternacht. Wenn wir uns den hohen Mittag unsrer Antipoden zur Zeit unsrer Mitternacht vorstellen, so fühlen wir uns ringsum in ein Lichtgewölbe eingeschlossen, das nicht anders, als höchst wohlthätig, stärkend, belebend und belehrend auf uns einwirken kann.«

»Unsere Zusammenkünfte sind regelmäßig ein Mal in der Woche, und wir fühlen uns nach und nach so behaglich, daß wir manchmal vergessen, daß unser hochgesinnter Freund und Lehrer nicht unter uns ist. — Es ist merkwürdig, wie sich allgemach die Sprache bei uns entwickelt. Ueber Gegenstände, an die wir vorher nicht gedacht, halten wir Vorträge, worüber ein Professor der Redekunst sich freuen könnte. Ist das eine Folge der Uebung oder des in uns sich regenden Wortes? — Es muß das letzte sein, denn in andern Gesellschaften fühlen wir uns, wenigstens ich, noch so ungeschickt und stumm, als vorher; sobald ich aber über unsere Sache mit aufgerichtetem Körper, manchmal die Hand auf den Magen oder die Brust gelegt, zu sprechen beginne, da ist es nicht anders, als flößen die Worte aus einem Brunnen heraus. Auch der Professor hat schon Aehnliches an sich selbst bemerkt und bereits erklärt, es sei oft nicht anders, als wäre ein Redner in ihm, dem er nur nachzusprechen habe. Bei dem Assessor geht es langsamer, weil das Ideal, das er sich fabrizirt hat, immer noch zu hoch über allen diesen Erscheinungen steht. Allein wir wissen, durch solche Erfolge belehrt, nun deutlich, was es heißt, den Genius des eigenen Wissens in sich zu befreien und ihn zum Lehrer zu nehmen. Oft lernen wir unter uns selbst, indem wir Folgerungen machen, auf die man bei aller Klugheit und allem Nachdenken nicht hätte kommen können. Es ist wahrlich eine Gedankenkraft, ein Genius, ein lebendiges Wort im Menschen, die nur frei sein wollen, um uns über Alles, was Gott und Unsterblichkeit betrifft, Aufschluß zu geben. — Ich habe in unsern Versammlungen schon öfters gefragt, ob solche Erfahrungen nicht mehr werth seien, als alle Büchergelehrsamkeit.«

»Ueber die Ursache, warum das Wort in mir auf meine Fragen nicht immer Wahrheit spricht, habe ich mir selbst Aufschluß verschafft, indem ich so lange in mich drang, bis es mir klar wurde. — Auf einem, Platze, wo mehre Echo sind, giebt die beste Musik keinen reinen Ton, keine verständliche Melodie und keinen richtigen Accord von sich. — Durch wie vielerlei Echo muss wohl das Wort dringen, bis es zu uns heraus kömmt? Daher müssen wir die Wände glätten, die Auswüchse entfernen, die Untiefen ausfüllen, damit der Klang des Wortes ohne Störung und Unterbrechung sich vernehmen lassen kann. Auch habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß wir über diese Unzuverlässigkeit des Wortes anfangs nicht zweifelhaft werden dürfen, indem die Kunst, sprechen zu können, größern Werth hat, als Das, was man spricht. Und spricht nicht das Kind, spricht nicht Jeder, der eine Sprache lernt, in der ersten Zeit auch unrichtig? — Die Natur, haben Sie uns oft gesagt, sei unsre Lehrerin und gerade dadurch, daß wir im Reiche des Geistes dieselbe Norm, nach welcher die sichtbare Natur wirkt, wiederfinden, bewährt sich der Zusammenfluß Gottes und der Schöpfung, wodurch wir für unsre Thätigkeit eine sichtbare Probe gewinnen.«

»Sie verzeihen, daß ich so lehrermäßig schreibe, als wenn ich Ihnen viel Neues zu sagen hätte. Aber es ist zu behaglich, sich frei zu fühlen, sprechen zu können, wie man empfindet, und sich vom Schulstaube befreit zu sehen. Jetzt erst verstehe ich den Vers, womit Homer die Reden seiner Helden, sogar des Donnerers Zeus, eröffnet: „daß ich rede, wie mir das Herz im Busen gebietet,“ vollkommen. — Reden zu können, wie mir das Herz im Busen gebietet, ist Sprache der Götter, und jeder Sterbliche sollte sich bemühen, diese Herzenssprache an das Licht zu ziehen.«

«Verlassen Sie uns nicht. Schreiben Sie uns bald wieder. Wir sind neugierig auf das Betragen Ihres Rationalisten. Mit dem haben Sie auch gesprochen, wie das Herz im Busen gebot, sonst hätte er sich nie auf die Proben eingelassen. — Wir grüßen Sie zc.«

***Doctor an den Diaconus.***

«In Ihrem Schreiben haben Sie mir gezeigt, daß der Genius in Ihnen die Flügel bewegt. Ich freue mich dessen so inniglich, als wäre ich verheirathet und mir ein Kind geboren. Regen und bewegen Sie sich nur tüchtig unter einander, das giebt den jungen Fittigen des Genies Stärke, und es wird bald den Wolken zu streben.»

»Mein Rationalist hat sich brav gehalten. Acht Tage lang bekam ich ihn nicht zu Gesichte. Ich gerieth endlich auf die Vermuthung, er möchte sich aus M...t entfernt haben, um nicht ferner mit mir in Berührung zu kommen. Endlich sah ich ihn wieder auf dem gewöhnlichen Wege und machte mich alsbald auf, um ihm zu begegnen. Er sah mich schon von Ferne, als wenn er auf mich gewartet hätte. Ich ging auf ihn zu, begrüßte ihn, und er begann alsbald, mir über die Erfolge unserer Unterredung und seiner Uebungen Bericht zu erstatten. — Ich war, sprach er, als ich Sie letzthin verließ, in einem völligen Taumel, wo ich mir nicht sagen konnte, ob ich ein Betrüger, ein Betrogener, ein ehrlicher oder schlechter Mensch sei. Sie haben mir Proben gegeben. Ich müßte lügen, wenn ich Ihnen sagen wollte, sie wären mir wichtig vorgekommen; dessen ungeachtet war ich ergriffen, weil es sich darum handelte, ob ich bisher im Finstern gewandelt und mich gewaltsam wider den Zweck meines Daseins empört habe. Da fiel mir das Sprichwort ein: Uebung macht den Meister; und da wir unser Leben auch als eine Kunst betrachten müssen, jede Kunst nur durch Uebung erlernt werden kann, so begann ich mir alle mögliche Gegenstände und Regionen der Schöpfung vorzustellen und gewährte deutlich, daß, sobald ich meine Gedanken gerade in die Höhe sandte, mein Kopf auf eine unangenehme, beinahe schmerzhaftige Weise erregt wurde, wo ich dagegen, wenn ich horizontale oder unter mir gelegene Gegenstände in meine Vorstellungen aufnahm, zum Theil liebliche, zum Theil stärkende Einwirkungen empfand. Da ich mir endlich vorgenommen hatte, naturgemäß von unten herauf zu wachsen, so beschäftigte ich mich mit Baumwurzeln, Fundamenten und meinen Gegenfüßlern auf der andern Hemisphäre. Dieses hatte den Erfolg, daß ich mir vorkomme, als ginge ich im Wasser. — Was ist das? — Sie haben mich in's Labirinth geführt, Sie müssen mir auch wieder heraushelfen.»

Ich. »Aus diesem Labirinthe können Sie allein sich helfen.«

Er. »Auf welche Weise?«

Ich. »Durch Fortsetzung dessen, was Sie angefangen. Die von Ihnen empfundenen geistigen Kräfte wirken anfangs chaotisch, dann wachsen sie und entwickeln sich zu einer bestimmten Thätigkeit, wo Sie ihre Wahrheit und Wichtigkeit werden einsehen lernen.«

Er. »Aber die Sache ist so neu und ungewöhnlich, daß man weder in der Geschichte der Gegenwart, noch der Vergangenheit eine Andeutung findet.«

Ich. »Wer Andeutungen sucht, findet solche; wer ihnen aber aus dem Wege geht und sie schon im Voraus für Unsinn erklärt, kann keine erblicken.«

Er. »Sagen Sie mir nur ein Beispiel.«

Ich. »Christus sagt zu Petrus bei der Fußwaschung: Wenn ich dir die Füße wasche, wird dein ganzer Leib rein.«

Er. »Und Sie sind der Ansicht, daß sich diese Fußwaschung auf etwas Derartiges beziehe?«

Ich. »Worauf denn sonst?«

Er. »Auf eine moralische Reinigung.«

Ich. »Der Beschränkte, der Orthodox sucht überall Moral, der freie Denker überall Natur.«

Er. »Dem zu Folge wäre die Bibel kein lügenhaftes Buch?«

Ich. »Es ist das Buch enthüllter geistiger Kräfte der menschlichen Natur.«

Er. »Warum erblicken wir in unserer Zeit keine solchen enthüllten Kräfte mehr?«

Ich. »Weil in der Bibel selbst keine Lehre zu einer solchen Enthüllung enthalten ist.«

Er. »Dann ist die Bibel doch ein unvollständiges Buch!

Ich. »In Hinsicht der Lehre, ja; in Beziehung auf Wirksamkeit entwickelter Kräfte, göttlich.«

Er. »Warum mangelt die Lehre?«

Ich. »Entweder hat man für gut befunden, sie nicht aufzunehmen, oder sie war schon verloren gegangen.«

Er. »Und ist noch verloren?«

Ich. »Unter sehr Wenigen ist sie noch vorhanden.«

Er. »Und diese Wenige?«

Ich. »Wollen sich nicht der Verfolgung der Priesterschaft und der Rationalisten aussetzen.«

Er. »Die Sache, wie Sie es betreiben, ist rein rationell.«

Ich. »Ich meine es auch. Fragen Sie jedoch Andere, und Sie werden hören, mit welchen Namen man mich beehrt.«

Er. »Für die Wahrheit darf man Spott und Gefahr nicht scheuen.«

Ich. »Sie haben Recht, sobald günstige Erfolge sich voraussehen lassen. Im andern Falle muß man die Klugheit zu Rathe ziehen.«

Er. »Thun Sie das immer?«

Ich. »Ich weiß es nicht. Ich thue, mit Homer zu reden, wie mir das Herz im Busen gebietet.«

»Der Mann wurde von diesen Worten sichtlich ergriffen und war schon halb Willens, mir die Hand zum Abschiede zu reichen, allein

sein Herz war noch, zu entfernt von ihm, um der Stimme desselben gehorchen zu müssen.«

»Den andern Morgen erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir sagte, er sei gezwungen, M...t zu verlassen und könne mich daher sobald nicht wieder sehen. Er legte seine Adresse bei, mit der Bitte, sich mit mir in einen Briefwechsel einlassen und mich in der Residenz besuchen zu dürfen. Er scheint ein talentvoller, energischer Mann zu sein, und wofern es uns gelingt, ihn für die höhere Wahrheit zu gewinnen, so ist für die Sache Viel gethan.«

«Ihnen weiß ich nichts zu sagen, als Sie und Ihre Freunde aufzufordern, der Sprache des Herzens, des Gemüths, der Gestalt, des Genius, mit einem Worte, der Sprache des Geistes immer mehr Luft zu verschaffen.«

»Wir athmen Luft, wir athmen aber auch Geist ein. Dieses Kapitel wollen wir abhandeln, wenn ich wieder unter Ihnen sein werde. Bis dahin leben Sie wohl! — Grüßen Sie die Freunde und sagen Sie ihnen, ich sei mit aufrichtiger Gesinnung stets mit ihnen im Geiste verbunden zc.«

## ***Des Doctors Zurückkunft.***

Der Doctor war wieder in die Stadt zurückgekehrt. Seine Freunde gaben ihm im Hause des Professors ein kleines Fest, wobei sie die Freude ausdrückten, ihn wieder zu haben. Er fühlte sich innig angeregt durch die aufrichtigen Zeugnisse ihrer Liebe und äußerte dieses auf eine Weise, daß man es für einen seiner lehrreichsten Vorträge halten konnte. Der Professor drückte sich darüber unumwunden aus, indem er sprach:

»Der Herr Doctor hat uns heute mehr als je gezeigt, was es heißt, zu sprechen, wie das Herz im Busen gebietet. Seinen Worten nach ist Alles Nahrung des Geistes, was wir empfinden und mit Worten aussprechen. — Es ist auch wahr, was er sagt; es giebt nichts Reineres und Leidenschaftloseres, als das Gefühl der Freude unter aufrichtigen Freunden. Diese Freude genießen wir heute im vollsten Maße, und wenn er aber behauptet, ihm sei der größere Theil geworden, so können wir solches nur in der Hinsicht zugestehen, insofern er reifer ist für das Gute und daher auch ungetrübter zu empfinden die Fähigkeit besitzt. Indessen stehen wir ihm heute nicht nach, indem sich mit dem Gefühle unserer Freude noch das des Dankes verbindet und auf die höchste Stufe erhebt.«

Die beiden andern Freunde billigten die Worte des Professors und brachten dem Doctor einen Toast, der aus vollem Herzen wieder zum Herzen drang. Der Doctor erwiderte diesen Herzenserguß mit einigen ergreifenden Worten und sprach alsdann: »Jetzt genug. Ich bin neugierig auf die Geschichte mit dem Decan, ob er sich zur Ruhe begeben, und was das Consistorium zu seiner Eingabe gesprochen.«

Der Doctor hatte, ehe er auf's Land ging, auf Verlangen des Consistoriums eine Vertheidigung wider den Decan eingereicht, die so bündig war, daß jenes sich nur um die Form zu berathen hatte, die Anklage des Decans für unstatthaft zu erklären und zurückzuweisen. Wehrmann wurde hiervon in Kenntniß gesetzt und erklärte, da er nichts anderes erwarten konnte, sich für vollkommen befriedigt. — Der Professor, der einige vertraute Bekannte bei dem Consistorium hatte, gab Nachricht von dem Eindrucke, den Wehrmann's Aufsätze bei demselben gemacht, und daß einige Mitglieder sich gänzlich für seine Ansichten ausgesprochen und eines sich sogar dahin geäußert haben sollte:

Es sei zu bedauern, diese Aufsätze nicht veröffentlichen zu dürfen, indem darin Vernunft und Wort Gottes dergestalt verbunden seien, daß man sie nicht mehr trennen könne. Die Rationalisten haben nur eine Stütze — die Vernunft; die Orthodoxen auch nur eine — den

blinden Glauben; der Angeklagten Gebäude aber ruhe auf zwei Pfeilern, deren man keinen entbehren könne, wofern man nicht unsicher auf Krücken gehen soll. — Ein Anderer sprach:

Doctor Wehrmann's Ideen scheinen ihm der Uebergang in eine neue Zeit zu sein, die nothwendig erfolgen müsse, sollte die Religion nicht zu Grunde gehen. — Wort Gottes oder Prophetie als Anlage im Menschen komme ihm so naturgemäß vor, daß er sich nur wundern müsse, es hier zum ersten Male zu hören. Dadurch allein bleibe das Christenthum in seiner göttlichen Würde, ohne der Vernunft Gewalt anzuthun und sie beständig zum Widerstande zu reizen.

Auf diese Weise sprachen noch Einige und trugen darauf an: da Doctor Wehrmann seine Ansichten nicht in Schulen und auf Kanzeln, sondern als Gelehrter ausspreche, so könne eine Klage gegen ihn nicht Statt haben und daher nicht beachtet werden. Es gab freilich auch Einige, die sich mit den Obigen nicht einverstanden erklärten und sogar behaupteten: wofern man die Religion auf Naturgründe zurückführe, werde sie ihres göttlichen Schmuckes beraubt und zu einem Tummelplatze logischer Disputationen und Sophistereien gemacht. — So verschieden jedoch die Ansichten waren, so ergab sich doch der einstimmige Beschluß: die Klage des Decans zurückzuweisen und ihm die Mißbilligung seines Verfahrens und seiner Intoleranz zu erkennen zu geben.

Die Anwesenden dankten dem Professor für die Mittheilung dieser Notizen, freuten sich derer und äußerten sich unumwunden zum Lobe des Consistoriums. — Wehrmann sprach: »Das Consistorium hat gethan, was es thun konnte und mußte. Es ist ihm dienlicher, seine Untergeordneten zurechtzuweisen, als sich nach Außen zu compromittiren, was ohne Weiteres geschehen wäre, hätte es den Fanatismus des Decans in Schutz genommen und der Intoleranz ein Asyl unter sich geöffnet. Darum gebührt ihm Lob, weil es seine Stellung erkannt und die Würde derselben behauptet hat.«

Es wurde nun verabredet, die drei Geistlichen, die als Kampfrichter aufgestellt waren, von Allem, was geschehen, in Kenntniß zu setzen. Um aber jedem Mißverständnisse auszuweichen, wurde



beschlossen, den Pfarrer Punter zu besuchen, ihm mündlich zu referiren und ihn zu bitten, bei den beiden andern Geistlichen dasselbe zu thun.

Der Tag war schon bestimmt zu dieser Partie, da zog ein neues Ereigniß die Aufmerksamkeit der Freunde auf sich und hinderte sie daran.

Der Amtsphysicus Bornbach, Arzt und Hausfreund des Decans Blumhof, war durch diesen von Allem unterrichtet, und da er nicht wußte, was er von dem Doctor denken sollte, entschloß er sich, seine Bekanntschaft zu machen, und wandte sich deshalb schriftlich an den Assessor, den er vom Hause des Decans aus schon längst kannte. — Als der Doctor mit diesem Plane bekannt gemacht wurde, ging er sogleich darauf ein und trug dem Assessor auf, den Amtsphysicus schriftlich zu fragen, wenn und wo es ihm beliebe, zu erscheinen, um ihn von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Jener gab mit umgehendem Boten Antwort und berichtete, daß er künftigen Sonntag den Doctor in B...I, einem Dorfe halbes Weges zwischen seinem Wohnorte und der Residenz, im Wirthshause zum Adler erwarten werde.

## ***Das einfachste Dogma.***

Der Sonntag erschien. Die drei Freunde hatten den Doctor gebeten, ihn begleiten zu dürfen, und so fuhren sie beim herrlichsten Wetter von Hause ab und kamen nach B...I, gerade als die Leute aus der Kirche gingen. Der Professor kannte den Pfarrer des Orts und fühlte sich gedrungen, ihm einen Besuch zu machen, um die frühere Bekanntschaft wieder zu erneuern. Er entdeckte seinen Gefährten diesen Wunsch, den Alle billigten, der Doctor aber hinzusetzte: »Wir begleiten Sie.«

Sie kamen zum Pfarrer, der eine große Freude äußerte, den Professor nach langer Zeit wieder zu sehen. Er ließ sich die Andern vorstellen, wobei er sich mit einer Leutseligkeit und Urbanität benahm, daß man sogleich gewahr wurde, man habe es mit keinem gewöhnlichen Dorfpfarrer zu thun. Er ließ Wein kommen, trank auf gute Bekanntschaft, bemerkte aber dabei, es nicht wie der Herr Professor zu machen und ihn nur dann zu besuchen, wenn andere Beweggründe ihn hierher zögen. Die Besuchenden erwiederten diese Artigkeit mit gebührendem Danke und versprachen, ihn beim Worte zu nehmen, wenn er ihnen zugleich verspreche, sie auch in der Stadt zu besuchen. Er gab die Zusage, die Andern die ihrige, und der Besuch schien sich mit den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen zu enden, als der Professor gegen den Pfarrer sein Bedauern ausdrückte, nicht früher gekommen zu sein, um ihn einmal in der Kirche auf der Kanzel zu hören. — Ungeachtet dieses Bedauern auch nur eine Art Höflichkeitsbezeugung war, so entspann sich doch eine Unterredung daraus, die der darin ausgesprochenen Grundsätze wegen aufgezeichnet zu werden verdient. —

Der Pfarrer, Gutmann mit Namen, erwiederte auf die Worte des Professors:

Gutmann. »Sie haben nicht zu bedauern, nicht frühergekommen zu sein, denn ich sage auf der Kanzel nichts Anderes, als im gewöhnlichen Leben.«

Professor. »Sie müssen es doch mit einer erhöhten Stimme, mit einer gewissen priesterlichen Salbung sagen.«

Gutmann. »Auch das nicht, insofern die Einfachheit, womit ich die Sache behandle, keine fremdartigen Gestikulationen duldet.«

Professor. »Man kann doch auf der Kanzel nicht sprechen und sich benehmen wie im profanen Leben. Ja, selbst der Inhalt des Gesagten muß gewählter, geordneter und erhöheter Tendenz sein.«

Gutmann. »Von solchen äußern Hilfsmitteln muß sich der Pfarrer einer geschlossenen Gemeinde, unter deren Mitgliedern er die ganze Woche lebt und ihnen auch da Lehre und Rath ertheilt, entwöhnen, wenn die Zuhörer Glauben an ihn haben sollen. Selbst der Inhalt der Predigt muß nur eine Fortsetzung desjenigen sein, was er den Leuten zu Hause, am Krankenbette, auf dem Felde und bei allen Gelegenheiten des bürgerlichen und häuslichen Lebens sagt, dann knüpft sich Eines an das Andere, sie sehen sich und ihr Geschäft in dem Inhalte der Predigt, sowie sie denselben in ihrem Hauswesen wiederfinden.«

Professor. »Was Sie sagen, ist mir ein Räthsel. Eine solche Consequenz kann ich mir von keinem gebildeten Auditorium denken, viel weniger von Landleuten.«

Gutmann. »Hier kömmt Alles darauf an, was man den Leuten sagt. Wollte ich meinen Zuhörern die Geheimnisse des Christenthums oder die dem Gelehrten selbst kaum verständlichen Lehrsätze der Dogmatik enthüllen, so würden sie allerdings wenig mit nach Hause nehmen, auch in der Predigt nicht sich und ihr häusliches Leben erblicken. Von dieser Ueberzeugung geleitet, habe ich meine Vorträge auf die einfachsten christlichen Grundsätze zurückgeführt und sage meiner Pfarrgemeinde auf der Kanzel und in den Häusern nichts Anderes, als: Seid fleißig! Seid friedlich und habt Gottvertrauen!« —

Der Doctor, den diese Worte überrascht hatten, heftete seine Augen auf den Pfarrer, als wollte er in seinem Gesichte lesen. Der Professor erwiederte:

Professor. »Sie werden Ihre Zuhörer doch auch Erkenntniß Gottes lehren?«

Gutmann. »Ich lehre sie auf Gott vertrauen.«

Professor. »Wie mögen sie ihm vertrauen, wenn sie ihn nicht kennen?«

Gutmann. »Wenn sie ihn nicht kennen, so kennt er sie, und das ist für Beide hinlänglich.«

Professor. »Doch müßte es besser sein, wenn Beide sich kennten.«

Gutmann. »So meint Ihr Gelehrten, die ihn entweder gar nicht zu kennen suchen oder nach Menschenweise beurtheilen. Ich habe mir nach mannigfachen Erfahrungen und Nachforschungen zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, meinen Pfarrkindern ein so festes Vertrauen auf Gott, als immer möglich ist, beizubringen, weil ich die factische Ueberzeugung habe, daß ein solches Vertrauen nicht zu Schanden werden läßt und sicherlich belohnt wird. Aber hier ist von keinem mystischen, pietistischen, sondern von einem solchen Vertrauen die Rede, das, von Fleiß und einem friedlichen Herzen unterstützt, den Finger Gottes im Hause erblickt und mit dankbarem Gemüthe sich seiner Führung anvertraut.«

Professor. »Wo Fleiß und Friede herrschen, muß auch das Hauswesen gedeihen, und somit wird das Gottvertrauen weiter nichts, als eine religiöse Zugabe.«

Gutmann. »Sie sind noch der Alte, immer geneigt, der Menschheit ihr Heiligthum zu nehmen und mit eignen Kräften zu bestehen. Bei mir, in meiner Gemeinde reicht man mit solchen Hypothesen nicht aus. Fleiß und Friede mögen hinreichend sein, einen häuslichen Kreis zu bilden und ihn mit Mehl und Brod zu versorgen. Wenn aber Krankheiten, Mißwachs, wenn moralische Uebel, die oft tiefer in das Familienleben eingreifen, als man vermuthet; wenn Versuchung und Verführung kommen, da kann Niemand, als Gott helfen. Und ich fordere Sie auf, in der Gemeinde von Haus zu Haus zu gehen, und Sie werden keines finden, wo sich nicht unfehlbare Beweise eines Lohnes für festes Vertrauen gezeigt hätten.«

Der Doctor, der bisher kein Wort gesprochen, stand von seinem Sessel auf und sprach: »Es wäre doch der Mühe werth, ein wenig im Dorfe herumzugehen und, wenn auch nicht die Küchen der Einwohner, doch aber die Hausthüren zu sehen, die immer ein Kennzeichen der innern Einrichtung sind.« Man stimmte diesem

Vorschläge bei und machte mit dem Pfarrer die Runde durch's Dorf. — Was man sah, deutete auf Reinlichkeit und Ordnung. Alle äußerten ihre Zufriedenheit, nur der Professor, der noch nicht aller bösen Geister in sich Herr geworden war, möchte auch das Innere eines Hauses sehen und seine Bewohner sprechen. — Der Pfarrer entgegnete auf eine solche Aeußerung: «Gehen Sie in jedes Haus, das Ihnen beliebt; Sie werden überall die gleiche Gesinnung finden.»

—

Der Professor wählte für seine Absicht eines, das nicht zu den größten, aber auch nicht zu den ganz kleinen gehörte, und trat mit der ganzen Gesellschaft in dasselbe ein. Die Bewohner waren sehr überrascht, auf einmal einen so zahlreichen und vornehmen Besuch zu empfangen. Als sie aber den Pfarrer darunter sahen, faßten sie Herz und hießen die Herren, mit der Bitte, sich auf Stühle und Bänke zu setzen, willkommen. Der Professor betrachtete sich als Wortführer und sprach: »Wir wollen nicht lange beschwerlich fallen und sind bloß da, um Euch zu sagen, daß Euerm Herrn Pfarrer eine bessere Pfarrei in Aussicht steht, und er Euch bald verlassen wird.« — »Das wolle Gott verhüten,« sprach erschrocken die Hausfrau. Der Mann sagte: »Das thut der Herr Pfarrer nicht; denn er weiß, wie nöthig wir ihn haben. Mögen andere Pfarreien auch mehr Geld eintragen, mehr Liebe, als unter uns, erntet er nirgends. Und was das Geld betrifft, so soll er sagen, was er bei uns weniger hat, als dort, und wir ersetzen es doppelt aus unsern eigenen Mitteln.« — Nach Diesem nahm die Frau wieder das Wort und sprach:

»Nein, Herr Pfarrer, Sie dürfen nicht fort. Sie haben uns Alle zu sehr zu Ihren Kindern gemacht, als daß Sie uns verlassen könnten. — Erinnern Sie sich noch der Zeit, wo Sie hierher kamen, wie arm und verrufen unser Dorf war. Man traf keine friedliche Familie, kein Haus, das nicht in Schulden stak; kein Sonn- und Feiertag ging vorüber ohne Trinkgelage und Raufereien, als wenn das ganze Dorf im Aufruhr wäre. Da kamen Sie, Herr Pfarrer, wie ein Engel vom Himmel. — Sie haben durch Lehren und Beispiel uns zu Menschen gemacht. Sie haben Gottvertrauen eingeprägt und uns an uns selbst die Beweise gegeben, daß Gott uns nahe ist und hilft, wenn wir ihm

vertrauen. — Erinnern Sie sich noch der Zeit, wo mein Mann auf den Tod lag? — Alles, selbst der Arzt gab ihn auf; Sie allein riefen mir zu, mein Vertrauen nicht sinken zu lassen, ihn in die Hände Gottes zu geben. Ich habe vertraut, er selbst behielt auf Ihre Worte noch Vertrauen, und siehe da, Gott hat geholfen. — Solche Gesinnungen und Beispiele treffen die Herren in jedem Hause, reich oder arm, unter uns, und darum weiß ich im Voraus, der Herr Pfarrer kann uns nicht verlassen und unser Vertrauen auf ihn zu Schanden machen.« — Der Pfarrer stand in bescheidener Rührung unter uns und sprach: »Seid ruhig, Ihr guten Leute, ich gehe nicht mehr von Euch. Unter Euch hat der Saame, den ich auszustreuen berufen bin, die ersten Früchte getragen; und ich sollte jetzt ein so ergiebiges Fruchtfeld verlassen? — Der Herr hier wollte Euch nur versuchen, weil er zweifelt, ob ich auch Ansehen und Autorität genug habe, einer so großen Gemeinde vorzustehen.« — Hier trat der Mann wieder in's Mittel und erwiderte:

»Ob unser Herr Pfarrer Ansehen und Autorität genug besitze uns vorzustehen! — Er steht uns nicht vor; er liebt uns. — Er befiehlt uns nicht; er geht mit dem Beispiele voran. Wir dürfen ihn niemals suchen, er ist da, wo Rath und Hilfe nöthig ist. — Auf dem Felde, auf der Straße, auf allen Wegen gehört er uns so gut, als in der Schule und in der Kirche. — Mit ihm ist Gott, denn seine Nähe bringt Segen. Er ist ein Diener Gottes nicht nur dem Worte, sondern der That nach, weil er uns mit Gott verbindet und uns seinen Finger in allen Angelegenheiten zeigt. Auf diese Art ist er nicht nur unser, wir sind auch sein und werden bei einander aushalten, so lange Gott ihn uns bewahrt.«

»Amen!« sprach der Doctor. »Hier ist kein Wort mehr hinzuzusetzen. Im Gegentheil verspreche ich den guten Leuten, daß, wofern die Stadt mich einst nicht mehr dulden sollte, ich hieher ziehen und mich unter das Vertrauensregiment ihres würdigen Pfarrers stellen werde.«

Sie verließen diesen Aufenthalt und gingen durch eine Querstraße das Dorf hinauf. Unterwegs frug der Professor den Pfarrer, wie er mit

seinem, beinahe dogmenlosen Systeme bei dem Consistorium durchkomme? Der Pfarrer erwiderte: »Das Consistorium kann mein System nicht angreifen, weil ich es von den Evangelien herleite und mit so viel Citaten belege, als es wünscht. Freilich habe ich das System nicht aus der Bibel, sondern aus mir selbst geschöpft. — Die Bibel ist zu inhaltreich: Das Wesentliche und für den Menschen Passende läßt sich sehr schwer herausfinden, und daher frug ich mich selbst: Was ist für den Menschen das Zuträglichste? Und da ergab sich die Antwort: Friedlich und ohne Nahrungssorgen leben. — Wodurch wird dieser Zustand erzielt? — Durch Fleiß und durch Hilfe von Gott. Der letzte Punkt machte mir natürlich am meisten zu schaffen; ich fand aber, daß er sich realisiren müsse, wenn mein religiöses System Festigkeit gewinnen soll.

Ich hörte so Viel vom Segen Gottes und von Belohnungen eines kindlichen Vertrauens, daß ich, wo ich nur Zutritt fand, Erkundigungen einzog, um mir über die Evidenz eines solchen Segens eine deutliche Idee zu verschaffen. Ich traf Familien, die ziemlich vermögend waren, aber nach und nach in die tiefste Armuth versanken. Dagegen lernte ich Familien kennen, die Nichts besaßen, aber jeden Tag ihren Erwerb fanden, als wenn eine unsichtbare Hand für sie sorgte. Sobald ich nachher untersuchte, so ergab es sich, daß die Ersten nur auf sich und nicht auf Gott vertrauten; die Andern aber ihm, der auch die Raben füttert, ihr Schicksal in die Hände legten. Diese Beweise waren zwar noch nicht von der Art, ein förmliches religiöses System darauf zu gründen, hingegen doch so triftig, um eine Probe zu unternehmen. — Ich kam auf die hiesige, ganz verwahrloste Pfarrei und beschloß, meine Idee in Ausübung zu setzen, weil sie, auch im Falle des Mißlingens, nicht schaden konnte. Aber wohl mir und diesem Orte, sie hat sich bewährt; der Segen kam und wuchs mit dem Vertrauen so sichtlich, daß nicht nur ich, sondern die ganze Gemeinde die Wahrheit eines göttlichen Segens verbürgen würde.«

»Ich habe oben schon gesagt und Ihnen hier gezeigt, daß ich das System meines Verfahrens nicht aus der Bibel geschöpft, aber in der Bibel wiedergefunden habe. Dieses gab mir dann doppelte

Sicherheit, indem der Erfolg und das canonische Gesetz für mich sprachen. Aus diesem Grunde war es mir leicht, den Weg der strengsten Liturgie zu wandeln und des Beifalls des Consistoriums gewiß zu sein, der mir auch schon in solchem Maße zu Theil geworden, daß man mich des hiesigen Platzes entheben und mir eine bedeutende Stadtpfarrei ertheilen wollte.

Die Gründe, warum ich einen solchen Antrag von mir wies, haben Sie bereits vernommen. Hier habe ich eine Kirche gegründet; ob es mir in einem größern Orte möglich sein würde, ist sehr zweifelhaft. Hier habe ich die Nähe Gottes erkennen lernen, und darum betrachte ich meine Gemeinde als ein Heiligthum, die ich ohne Sünde nicht verlassen zu dürfen glaube.«

Der Doctor, der bis hierher eine Art Neutralität beobachtet hatte, dankte dem Pfarrer für sein gefälliges Benehmen und für die Offenheit, womit er das System seiner Handlungsweise entwickelt. — »Ich bewundere Sie, nicht nur allein der Lehrart, sondern auch des Muthes wegen, womit Sie solche in Ausübung bringen. Mancher hätte gewiß schon Gutes geleistet, wenn er Muth und Klugheit gehörig zu vereinigen im Stande gewesen wäre. Wer aus Muthlosigkeit die Wahrheit nicht spricht, ist ihrer nicht werth; wer aber nicht die gehörige Klugheit anwendet, sie unter verschiedenen, oft gebotenen Formen sagen zu dürfen, ist ihrer auch nicht werth. — Sie haben Ihr System dem Ritus, zu welchem Sie verpflichtet sind, anzupassen gewußt, dadurch haben Sie den Ritus verherrlicht und der Menschheit gedient. Darum nehmen Sie unsern Dank mit der Versicherung unserer aufrichtigsten Bewunderung.«

Die Bescheidenheit gestattete dem Pfarrer nicht, diesen Dank gehörig zu beantworten. Er sagte bloß: »Jedes Menschen Pflicht ist nach Wahrheit zu streben; Einigen ist es vergönnt, für sich selbst zu sorgen, Andere aber müssen für Andere sammeln. Zu den Letzten gehöre ich: Sollte daher mein System zu einfach sein, so kömmt es daher, weil ich für einfache Zuhörer und nur für mich allein zu sorgen hatte.« — Der Doctor erwiderte: »Sie haben herrlich gesammelt! Leider müssen wir oft, durch Schulstaub und Selbstklugheit



geblendet, unsere Augen wieder durch wissenschaftliche Forschungen reinigen; wer aber unverdorben Augen hat, bedarf keines künstlichen Augenwassers, um die Nähe Gottes zu erblicken. — Ich danke Ihnen für ihre Aufrichtigkeit und versichere Sie, daß ich Ihre Bekanntschaft unter die glücklichen Ereignisse meines Lebens zähle.«

Man beurlaubte sich vom Pfarrer, ging in's Wirthshaus, wo der Amtsphysicus bereits angekommen war und den Assessor vom Fenster aus begrüßte. Als Dieser mit dem Doctor und seinen Freunden das Zimmer betreten hatte, stellte er dem Amtsphysicus den Erstern vor. — Der Amtsphysicus äußerte sich gegen den Doctor: »Eine seltsame Veranlassung bringt uns in eine persönliche Bekanntschaft, die hoffentlich zu beiderseitiger Zufriedenheit ausfallen wird. Doch Sie sind nicht allein, wie ich sehe.« — Wehrmann entgegnete: »Es sind meine Secundanten, die aber so neutral sind, daß sie ruhig bleiben werden, auch wenn wir Beide uns in die Haare kommen sollten.« — Der Amtsphysicus erwiderte: »Dazu wird es, wie ich hoffe, nicht kommen.« — Der Doctor sprach: »Ich hoffe nicht nur, sondern bin dessen gewiß. Doch nun frage ich, ob wir unsere Debatte gleich beginnen, oder warten wollen, bis wir uns durch das Mittagmahl gehörig gestärkt haben.« — Der Amtsphysicus äußerte: »Er habe heute schon über zwanzig Kranke besucht, sei hieher gefahren und finde es daher zweckmäßiger, zu warten, bis der Braten gegessen sei.« — Wehrmann war es zufrieden. Das Essen wurde aufgetragen, mit gutem Appetit verzehrt und nebenher über Tagesneuigkeiten, Eisenbahnen, Zollangelegenheiten und endlich auch über Literatur gesprochen. Nachdem der Braten abgetragen und einiges Dessert auf den Tisch gestellt war, sagte der Doctor dem Kellner: »Wir wollen jetzt allein und ungestört sein und werden klingeln, wenn wir Etwas bedürfen.«

## ***Der Staar.***

Als sie allein waren, begann der Amtsphysicus: »Sie haben sich mit einem meiner Freunde, dem Decan Blumhof, in ein Conflict verwickelt, das ich auszugleichen Willens bin, wenn die Ansichten sich nicht gar zu sehr entgegenstehen. — Sie sehen in mir des Herrn Decans Arzt, der verpflichtet ist, nicht nur für die Gesundheit seines Leibes, sondern auch seiner Seele zu sorgen, ohne welche die körperliche Gesundheit keinen Bestand hat. Hier, der Herr Assessor ist sein nächster Blutsverwandter. So leicht Jener sich anfangs über eine feindselige Stellung gegen Diesen hinwegsetzen zu können glaubte, so wird er doch seines Gefühls nicht Herr; und wenn hier nicht ein freundschaftliches Verhältniß wieder herzustellen ist, so steht zu befürchten, daß eine unheilbare Melancholie sich seiner bemächtigen und ihn auf's Krankenlager bringen wird. —

Er war gewohnt, den ersten Sonntag des Monats den Assessor, zuweilen dessen Frau und Kinder bei sich auf Besuch zu sehen und sich der alten Zeiten zu erinnern. Jetzt ist dieser erste Sonntag ein Trauertag für ihn, und er äußert sich oft: Die Meisten meiner Verwandten sind todt und die noch leben, verlassen mich und opfern mich Fremdlingen auf. — Sie sehen also, daß Hilfe Noth thut. Ich kann sie nicht geben, der Assessor will sie nicht geben, Sie sind also allein der Mann, der hier wirksam einzuschreiten im Stande ist, indem Sie den Assessor aufgeben und dem Onkel überliefern, oder sich mit dem Onkel auf einen Fuß stellen, wo der Assessor den Decan als Onkel, Sie aber als Freund behandeln kann.« — Der Doctor äußerte auf Dieses:

»Ueber das Erste hat mein Freund, der Herr Assessor, zu entscheiden. Das Zweite kann sich finden, sobald der Herr Decan sich die Mühe nimmt, mich näher kennen zu lernen.«

Amtsphysicus. »Sie erlauben, daß ich offen spreche. Der Herr Decan ist der Ansicht, in Ihrer Gesellschaft sei sein Neffe in einem Höllenpfehl. Ich habe es auf mich genommen, diesen Pfehl zu untersuchen und nach dessen Erfund meinen Patienten zu behandeln.«

Doctor. »Sie wollen mir also den Puls fühlen! — Es soll mich freuen, wenn Sie die Ader finden, die Ihnen Aufschluß geben kann.«

Amtsphysicus. »Den Puls werde ich sicher finden, wofern Sie den Arm ruhig halten.«

Doctor. »Ich halte den Arm. Fühlen Sie!«

Amtsphysicus. »Gut, so frage ich: Zu welchen von den tausenderlei Secten des Christenthums gehören Sie?«

Doctor. »Zu keiner.«

Amtsphysicus. «Also bilden Sie eine eigene?«

Doctor. »Auch das nicht.«

Amtsphysicus. »Dann sind Sie am Ende gar kein Christ?«

Doctor. «Darüber soll der Herr Assessor Zeugniß geben.«

Assessor. «Der Herr Doctor ist ein Christ, wie Alle sein sollten, die sich Christen nennen.«

Amtsphysicus. »Ei, so lassen Sie doch hören, worin sein Vorzug besteht.«

Assessor. »Er glaubt an Gott und an sein Wort durch Christus.«

Amtsphysicus. »Das glaube ich auch und mein Freund, der Herr Decan.«

Doctor. »Dann sind wir ja einig.«

Amtsphysicus. »Nicht ganz. Es muß irgend einen Haken haben, den mein Freund nicht lösen kann und daher seinen Neffen für verloren hält. Welches ist dieser Haken?«

Doctor. »Der Decan glaubt an unmittelbare, willkürliche Einwirkung Gottes, mit einem Worte, an Wunder, indessen ich Alles nach Gesetzen der Natur erkläre.«

Amtsphysicus. »Das ist Viel. Herr, wofern Sie das im Stande sind, so schwöre ich auch zu Ihrer Fahne und stehe zugleich für meinen Freund.«

Doctor. »Ich weiß nicht, wie ich es machen soll, um Ihnen in so kurzer Zeit einiges Licht hierüber zu verschaffen. — Die Natur ist Alles. Etwas, das nicht in ihr wäre, läßt sich gar nicht vorstellen. Nun aber hat der beschränkte Sinn der Menschen sich auf eine andere Weise zu helfen gesucht und setzt Gott weit über die Natur hinaus. So wie dieses geschehen war, konnte es nicht fehlen, daß nicht eine andere Partie auftreten werde und sagen: wenn Gott über der Natur ist, so ist der Teufel, die Hölle, unter ihr. — Nun stehen wir da und haben drei Welten: einen Himmel (Gott), eine Hölle (Teufel) und endlich die Natur. Da eine solche Eintheilung jedem Vernünftigen als baarer Unsinn erscheinen muß, so änderte ich den Grundsatz und sagte: Gott und Natur sind nur Eins; sie durch ihn und Er in ihr. Auf diesen Grundsatz gestützt, gelang es mir, die scheinbaren Räthsel der Bibel zu lösen und besser zu erklären, als der Herr Decan mit all' seinen Anhängern.«

Amtsphysicus. »Ich verstehe Sie noch nicht. Was Sie sagen, klingt so materialistisch, daß man auf die Vermuthung kommen kann, Sie lassen Gott eben so gut aus der Natur entstehen, als die Natur aus Gott.«

Doctor. »Gott ist das Reinste der Natur, die Natur das Größere von Gott und daher Beide nur Eins.«

Amtsphysicus. »Nun, und das Resultat dieser Folgerung?«

Doctor. »Ist, daß die Menschheit, ein Kind der Natur, auch ein Kind Gottes, folglich mit Gott und Natur nur Eins sein müßte.«

Amtsphysicus. »Wie paßt aber Christus in diese Einheit?«

Doctor. »So, daß er ohne solche nie hätte erscheinen können.«

Amtsphysicus. »Das sehe ich nicht ein.«

Doctor. »Dann sind Sie eben so befangen, als der Herr Decan.«

Amtsphysicus. »Ich bin nicht befangen, will es nicht sein. Mein Amt, meine Kunst gestatten es nicht. Ich muß den Weg der Natur gehen und kann, wenn ich Gott auf diesem nicht finde, ihn gar nicht glauben.«

Doctor. »Ihre Amtsnatur ist ein kleiner Zweig eines Stammes, der in der Ewigkeit wurzelt und in die Ewigkeit ragt.«

Amtsphysicus. »Ich kann vom Zweige aus den Stamm untersuchen.«

Doctor. »Wofern Sie es thun, wohl Ihnen. Allein ich zweifle daran.«

Amtsphysicus. »Was giebt Ihnen Veranlassung zu zweifeln?«

Doctor. »Die Schwachheit der menschlichen Natur, die gar zu leicht sich in den Zweig verliebt.«

Amtsphysicus. »Wie, Sie halten dafür, daß auch ich — — «

Doctor. »Ich halte dafür, daß der Amtsphysicus sehr oft über dem Menschen steht.«

Amtsphysicus. »Woraus schließen Sie das?«

Doctor. »Weil Sie nicht wissen, woher Christus kommt, und wohin Sie ihn stellen sollen.«

Amtsphysicus. »Ich stelle ihn unter die Menschen.«

Doctor. »Aber als was?«

Amtsphysicus. »Das weiß ich nicht zu sagen, wenn ich nicht Worte des Decans gebrauchen will.«

Doctor. »Und diesen schenken Sie nicht hinlänglichen Glauben?«

Amtsphysicus. »Ich muß gestehen, nein. — Möchten Sie nicht einmal in meinem Namen antworten?«

Doctor. »Christus steht in der Natur als Mensch. Er steht aber auch in Gott, weil er Gott und Mensch zugleich ist. Seine Persönlichkeit ist Mensch; sein Geist Gott. Durch die Persönlichkeit war er den Menschen sichtbar; seinen Geist aber offenbart er durch das lebendig geistige Wort, das aus reiner Göttlichkeit fließt. So repräsentirt er als Mensch das Wort, das Gott ist, und verkündet es der Menschheit. Sein Wort, sein Geist aber ist der ewige Christus. Diesen will er uns geben, und so wir ihn aufnehmen, so ist er in uns Fleisch geworden und wird uns erlösen von Sünde und Tod. — Die Person Christi kann nicht in uns eingehen, aber der Geist. Dieser Geist aber ist nicht erst mit dem Leibe Christi geworden, sondern stammt von Ewigkeit und wird auch in Ewigkeit sein.«

Amtsphysicus. »Lieber Herr Doctor, das sind Sätze, die großartig, ja göttlich klingen, aber mir Nichts enthüllen.«

Doctor. »Glauben Sie an eine Offenbarung Gottes?«

Amtsphysicus. »Ja, durch seine Werke.«

Doctor. »Der äußere Sinn sieht die Hülle seiner Werke, vernimmt aber den Geist nicht. Glauben Sie an keine Offenbarung durch's Wort?«

Amtsphysicus. »Manchmal glaube ich und manchmal nicht.«

Doctor. »Warum glauben Sie manchmal nicht?«

Amtsphysicus. »Weil ich eine solche unmittelbare Mittheilung für unmöglich halte.«

Doctor. »Warum halten Sie solche für unmöglich? — Weil Sie von dem Wahne der Orthodoxie befallen sind und meinen, Gott müsse, um mit einem Menschen zu sprechen, in hoher Majestät vom Himmel steigen und in eine Conversation mit ihm treten. Wofern aber Gott selbst, das heißt, sein Geist in uns wohnt, wofern, die Stimme des Geistes zu hören und sich an sie wenden zu können, eine Naturanlage des Menschen ist, so gewinnt die Sache eine natürliche Gestalt, und wir haben es uns selbst zuzuschreiben, wenn wir in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens stets Kinder bleiben.«

Amtsphysicus. »Wie? Sie behaupten, eine solche Stimme liege in jedem Menschen, und jeder trage die Anlage in sich, ein Prophet zu werden?«

Doctor. »Das behaupte ich mit solcher Gewißheit, als ich sagen kann, daß jedes gesunde Menschenkind fähig sei, fünf zählen zu lernen.«

Amtsphysicus. »Lieber Doctor! Ich komme mir vor wie ein Blinder, der unter dem Messer des Operateurs sitzt und sehnsuchtsvoll wartet, daß dieser den Staar wegschneidet und das Auge dem Lichte öffnet. Schneiden Sie doch einmal.«

Doctor. »Ich habe schon geschnitten, aber der Staar ist zu dickhäutig.«

Amtsphysicus. »So schneiden Sie noch einmal.«

Doctor. »Geben Sie Acht, ich schneide. Wofern die Weltgeschichte keine göttliche Offenbarung durch's Wort in sich schließt, so ist sie ein Possenspiel in welchem die größten Männer und Genien als Theaterhelden über die Bühne schreiten und ängstlich gewärtig sind, ob man ihnen Beifall zurufe. — Empfing aber die frühere Zeit göttliche Offenbarungen durchs Wort, so müssen die jetzt lebenden Geschlechter sie auch noch empfangen können, wenn Gott weise, gerecht, voll Liebe und ewig sein soll. Das Vermögen, mit Gott zu reden, ist der lebendige Christus in uns. Der Zweck seiner Religion

aber besteht darin, uns mittelst des Wortes mit Gott zu verbinden und zu ihm zu erheben. Wer anders fühlt, denkt, lehrt und spricht, der ist kein Christ, im Gegentheil handelt er dem christlichen Prinzipie schnurstracks entgegen und wird auch niemals eingehen dürfen in die Wohnungen, die der Vater allen wahren Bekennern des Wortes, das Christus uns lehrt, verheißen hat.«

Amtsphysicus. »Doctor, ich glaube der Staar ist fort, aber die Augen schmerzen mich noch.«

Doctor. »Da muß man sie auf kurze Zeit verbinden, um ihnen Ruhe zu lassen, sich zu erholen. — Herr Assessor, klingeln Sie, damit man Champagner bringe!«

Der Amtsphysicus sah den Doctor so verwunderungsvoll an, als wäre ihm wirklich der Staar vom Auge genommen, und als hätte er nach langer Nacht einen Strahl des Lichtes erblickt. — Der Champagner war gebracht, und der Assessor hatte eingeschenkt. Der Doctor präsentirte zuerst dem Amtsphysicus und dann den andern. Er selbst nahm das letzte Glas, stieß mit dem Amtsphysicus an und sprach: »Auf gute Folgen der überstandenen Operation.« — Der Amtsphysicus leerte das Glas und sprach, es noch in der Hand haltend: »Ich hätte eher an die Humanität Mehmed Ali's geglaubt, als in Ihnen einen solchen Arzt zu finden. Doch es freut mich, daß Sie es sind, und ich werde dem Herrn Decan tüchtig zusetzen, um seinen Staar zur Operation reif zu machen.« — Alle tranken jetzt auf das Wohl des Amtsphysicus, und da der Kellner sich bereits wieder entfernt hatte, nahm jener das Wort und sprach:

»Mein Herr Doctor! Ich habe Sie vorhin mich nach Herzenslust befühlen und betasten lassen und gestehe, Sie haben nicht schlecht operirt. Allein es schwirren mir noch mancherlei Ideen im Kopfe herum, die in Ihrem Operationssysteme eine Lücke lassen und die ich, wenn es Ihnen möglich ist, auszufüllen bitte. — Nach Ihrer Ansicht ist der Mensch ein geborner Prophet, und wenn er diese Anlage nicht kennt, so haben wir es nicht ihr, sondern unserer Verkehrtheit, unserer Entfernung von der Natur und unserer Trägheit beizumessen. Nun sage ich: Mag auch der Einzelne oder auch



ganze Corporationen noch so weit vom Wege abgekommen sein, so kann sich doch eine Anlage nicht so ganz verlieren, daß gar keine Spuren mehr davon zu erblicken wären. Dem zu Folge bleiben Ihre herrlichen Sätze doch nur Hypothesen die wahr, aber auch nicht wahr sein können. Ich bin Arzt und schätze die Psyche erst dann, wenn ich sie auch physisch, das heißt, in sichtbaren Wirkungen schauen kann. — Nach welchen Grundsätzen wollen Sie mich nun ferner behandeln, um mir helles Licht in solchem Hypothesenreiche zu verschaffen?«

Doctor. «In diesem Falle verlasse ich mich auf Sie und Ihre Erfahrungen. Kein Sterblicher hat so häufig Gelegenheit, die Freiheit der Psyche zu sehen, wie der Arzt. Jeder, und wenn er nur die geringste Praxis hat, muß Erfahrungen am Bette seiner Kranken machen, die keine Logik erklären kann. — Es ist Ihnen gewiß schon mehr als einmal begegnet, daß ein Kranker, dessen Krankheit Sie nicht für gefährlich hielten, mit Gewißheit den Tod vorausgesagt und sogar oft Tag und Stunde desselben angegeben. Leider aber muß ich sagen, daß die Aerzte auf solche Angaben nicht achten, und wenn sie darüber befragt werden, mit der Antwort: Es ist freilich sonderbar — ein eignes Spiel des Zufalls — ausweichen und dadurch einer gründlichen Untersuchung die Wege abschneiden. Und warum? Weil sie nicht den Muth und die Redlichkeit besitzen, Thatsachen, worüber ein jeder Witzling Anmerkungen machen und die Praxis schmälern könnte, in das Reich positiver Erscheinungen und Untersuchungen zu ziehen.»

Amtsphysicus. »Ich weiß, wohin Sie zielen. Der somnambule Zustand liefert freilich Erscheinungen, die sich nicht erklären lassen, und darum ist er bereits aus der Mode gekommen. Wenn Kranke in ihren letzten Tagen in eine solche Abnormität verfallen, kann der Arzt keine Rücksicht darauf nehmen, keine Folgerungen ziehen, wenn er nicht allen Glauben an Rationalität verleugnen und sich in die Reihe verachteter Schwärmer versetzen will!

Doctor. »Um nicht in besagte Reiche versetzt zu werden, um Witzlingen keine Gelegenheit zu geben, ihre Sarkasmen an uns zu

üben, lassen wir ein Feld brache liegen, auf welchem die köstlichsten Früchte der Wahrheit sich ziehen ließen. — Ist das Recht? Ist das männlich? — So lange man eine Auctorität für sich hat; so lange man sich auf Mesmer und Andere berufen kann, da hat man Muth, weil man im Nothfalle die Auctorität in die Fronte stellen und für uns kämpfen lassen kann. Sobald es aber gilt, selbst zu handeln, selbst der Natur in's Auge zu sehen, da sind wir feig und schwach und lassen lieber Alles zu Grunde gehen, als daß uns von einigen Dummlingen ein Fleck angehängt werde. — Der Somnambulismus ist ein unfreier, ein gebundener Zustand, in welchem ein Blinder die Augen des andern benutzen möchte, um Wahrheit zu sehen. Schon dadurch, daß der Erste blind ist, kann ihm kein Licht leuchten. Und wenn man vollends bedenkt, daß der Magnetisirte gewöhnlich in den Seelenzustand des Magnetiseurs übergeht, so ist gar nichts zu erwarten. —

Bei dem Kranken auf dem Krankenlager verhält es sich ganz anders. Hier ist freier Zustand. Alles, was die Welt, die Leidenschaftlichkeit an den Menschen hingekittet, flieht in solcher Lage, und der Mensch hat nichts mehr, als sich selbst, als denjenigen Theil, der unmittelbar mit dem ewigen Schöpfungsgeiste verbunden ist. In solchen Augenblicken schwinden die Nebel der Zeit, die Thore der Ewigkeit öffnen sich, und der Mensch sieht, vermöge seiner natürlichen Anlage, die wenigen Stunden seines Lebens wie in einem Spiegel vor sich. — Hierin berufe ich mich auf Sie; Sie können vom Gesagten Zeugniß geben. Der Arzt ist ein Priester des Leibes, der Geistliche ein Priester der Seele. Der Arzt muß den Leib gesund machen, damit der Geistliche auf die Seele einwirken kann. Dem Geistlichen liegt ob, die Uebel aus der Seele zu entfernen, damit der Arzt des Leibes Herr werde. Auf diese Art stellt sich ein Verhältniß wieder her, wo Arzt und Priester Hand in Hand gehen und zum Wohle des Leibes wie der Seele wirken können. —

Wie Priester und Arzt jetzt stehen, sind es zwei Wesen, die einander niemals berühren und als eine Art Nichtmenschen betrachten. Aus der Physik muß die Psychologie und aus der Psychologie die Physik erlernt werden, dann vergeistigt sich die Form und aus der Form

steigt der Phönix des Lebens zum Himmel. — Dieses als Salbe auf Ihr noch schwaches Auge. Und nun noch einen Toast: Der Herr Decan, der seinen Neffen liebt und sich mit ihm aussöhnen möchte, soll leben!« — »Er soll leben!« stimmten Alle ein. Nach Diesem nahm der Amtsphysicus noch einmal das Wort und sprach:

»Herr Doctor! Ich trug Verlangen Sie persönlich kennen zu lernen. Sie haben meinen Wunsch befriedigt; ich danke Ihnen. Ob ich Sie, nachdem ich Sie gesehen, besser kenne, als vorher, weiß ich nicht, denn mir ist, als läge eine Kluft zwischen uns, die ich niemals zu übersteigen vermögend sein werde. Ich, als Arzt, sollte keine andere Lehrerin haben, als die Natur; in Ihrer Nähe erscheine ich mir als ein gewöhnlicher Schulpedant, der ohne schriftliche Citaten, ohne eine vorhergegangene Autorität, nicht eines Senfkorns groß Erkenntniß besitzt, indessen Sie dastehen, als hätten Sie Alles mit eignen Augen gesehen und Alles mit eignen Sinnen geprüft. Wissenschaft, Kunst und Religion ist Ihnen nur ein Feld, auf welchem die Fruchtarten dieser drei Reiche nach Ihrem freien Willen wechseln, so zwar, daß Sie in diesem Augenblicke die, und im folgenden eine andere pflücken können. Wofern es möglich ist, so lehren Sie mich diese Kunst, und Sie sollen einen dankbaren Schüler an mir finden. Zum Beweise meines ernstlichen Willens verspreche ich Ihnen als Probe, den Decan auf mich zu nehmen, die Hörner seiner starren Orthodoxie zu brechen und ihn, wenn auch zu keinen Schüler Ihrer Ansichten, doch zu einen toleranten Mitläufer zu machen. — Doch nun leben Sie wohl! Besuchen Sie mich, wann und auf wie lange Sie wollen. Der Assessor kann Ihnen bezeugen, daß es sich in meinem Hause ganz gut wohnen läßt. Ich rechne darauf, Sie recht bald und auf lange Zeit bei mir zu sehen. Und nun zu meinen Patienten.«

Es wurde Befehl gegeben, anzuspannen und die Rechnung zu bringen. Als Alles geordnet war, trennte man sich mit der gegenseitigen Versicherung, heute einen wichtigen Tag verlebt zu haben.

Alle kamen wohlbehalten nach Hause. Der Amtsphysicus, um noch eine Anzahl Kranke zu besuchen, die Andern, um das heute Gehörte

sich in's Gedächtniß zu prägen und als Grundlage zu neuen Forschungen zu gebrauchen. Der Doctor freute sich des heutigen Tages hauptsächlich um des Assessors willen, den er voraussichtlich mit seinem Onkel auszusöhnen hoffte.

## ***Erster Angriff.***

Der Amtsphysicus kam, von den Eindrücken des Tages erfüllt, nach Hause und beeilte sich, seine Patienten zu besuchen, um alsdann zu Hause das Gehörte zu recapituliren und in seinem Tagebuche zu notiren. Die Hauptsache zwar, die ihm oblag, war, dem Decan vom Erfolge seiner Zusammenkunft mit dem Doctor Bericht zu erstatten und ihn zu einer Aussöhnung mit dem Assessor vorzubereiten. Er verschob jedoch seinen Besuch, um sich gehörig vorzubereiten und ihm, wenn er zu halsstarrig sein sollte, gehörig die Spitze zu bieten, auf den folgenden Tag.

Den andern Tag begab er sich vor dem Mittagessen zu dem Decan, der ihn mit Ungeduld erwartet hatte. Der Amtsphysicus stattete seinen Bericht ab, erzählte ihm, wie vergnügt er gewesen, und daß Doctor Wehrmann kein so übler Mann sei, als der Herr Decan ihn geschildert. Dieser merkte gleich, daß sein Sachwalter ihm abtrünnig geworden und sich für den Doctor habe einnehmen lassen. Er rief halb verdrießlich, halb wehmüthig: »Welch einen Zauber hat dieser Mensch, daß er alle Herzen, die sonst an mir hingen, von mir abwendig macht!« — Der Amtsphysicus erwiderte: »Der ganze Zauber, den er besitzt, besteht darin, daß er gescheidter ist, als wir, und von keinen Vorurtheilen befangen. Er sieht jedes Ding, wie es ist, und nicht, wie wir verlangen, daß es sein soll. — Wenn er von Christus spricht, so zeichnet er ihn mit solchen natürlichen und lebendigen Farben und Umrissen, daß uns Vernunft und Gefühl gleich sagen: das ist er. — Wenn ich dagegen unsern dogmatischen,

von den Pietisten verdrehten, von den Rationalisten in mystische Formen gezwungenen Christus betrachte, so kommt es mir vor, als spielte man mit Seifenblasen, die, sobald man sie beschauen will, verschwinden. Sein Christus hat Consistenz und Kraft; er besteht und wird bestehen, und sollte auch der Name sich verlieren. Und dieses Bild lebt in der Natur, wohnt im Herzen des Menschen und giebt ihm Kraft, einzugehen in die Reiche des Vaters, wo Christus durch den Geist der ewigen Wahrheit regiert.«

»Was spricht mein Neffe?« frug nach Diesem der Decan — »Ihr Neffe,« erwiderte der Amtsphysicus, »freut sich der Hoffnung, Sie bald wieder zu sehen. Wir tranken Ihre Gesundheit aus vollem Glase, in der sichern Aussicht, daß Sie uns bald secundiren werden.« — »Das muß vorher wohl überlegt werden,« meinte der Decan. — Der Amtsphysicus aber entgegnete: daß da, wo die Herzen sprechen, nicht lange überlegt werden dürfe. »Ich werde Ihnen,« fuhr er fort, »ein ander Mal Alles, was gesprochen wurde, so getreu ich kann, erzählen, und wenn Ihr Herz nicht ganz von Schulstaub überdeckt ist, so muß es die Kruste sprengen und Ihnen bei der Liebe Ihres Neffen und im Bewußtsein, würdige Männer und Freunde gefunden zu haben, noch glückliche Tage bereiten.« — »Hoffen Sie nicht zu Viel,« entgegnete der Decan. Jener sprach: »Ich weiß, worauf ich baue, und darum genug für heute. Morgen sehe ich Sie wieder und werde Ihnen als Seelen- und Leibesarzt den Puls fühlen und die Mittel verschreiben, die ich für nöthig erachte.«

Er entfernte sich. Der Decan aber seufzte und sprach zu sich selbst: »Die Menschen wollen die gebahnte Straße verlassen und eine andere bauen! Wird es wohl möglich sein?«

***Orthodoxie.***

Der Amtsphysicus war ein Mann von gesundem Kopf und Herzen, und darum fanden die Ansichten des Doctors, welche das Zeitliche mit dem Ewigen auf die natürlichste Weise vereinigen, schnellen Eingang bei ihm. Er hat sich darüber in seinem Tagebuche so klar ausgesprochen, daß es gewiß Jedem interessant sein wird, seine Folgerungen hierüber zu hören. Wir entnehmen daher daraus einen Artikel, den er über Orthodoxie geschrieben, und setzen ihn wörtlich her.

»Es giebt Wahrheiten, die unabänderlich und ewig sind, aber auch solche, die nur gewissen Verhältnissen, bestimmten Zeiten und Naturen angehören. Die ersten sind die rein philosophischen und religiösen, die andern aber stimmen mit vorübergehenden Bedürfnissen und Erscheinungen überein. Die Formen der Logik und der Zahlenlehre sind ewig; das aber, was wir durch die Logik erörtern oder mit Zahlen rechnen, kann zeitlich, oft sogar nur für wenige Augenblicke wahr sein. Zum Beispiel, daß zweimal zwei vier ist, wird in alle Ewigkeit wahr bleiben, daß aber zweimal zwei Gulden immerdar 240 Kreuzer machen werden, ist ungewiß, weil man den Gulden verkleinern oder vergrößern, ja sogar für gewisse Landesdistrikte ändern kann. Solche einfache Beispiele können uns, wenn wir unbefangen nachdenken, über das Wesen der Orthodoxie Aufklärung geben. Wer da behauptet, zwei Mal zwei sei vier, hat in alle Ewigkeit Recht; wer aber, von dieser Wahrheit ausgehend, den Schluß macht: Weil zwei Mal zwei vier sei, so müssen zwei Mal zwei Gulden auch in alle Ewigkeit 240 Kreuzer ausmachen, das ist ein Orthodox und wird, je mehr er seine Ansicht vertheidigt, desto unduldsamer werden. Wenden wir Dieses auf die christliche Religion an, so müssen wir es für apodictische Wahrheit halten, wenn man sagt: Der Geist Christi ist von Ewigkeit und wird in Ewigkeit bleiben. Wollten wir Dieses von seiner Persönlichkeit auch behaupten, so begäbe man sich in ein Labirinth von Hypothesen, wo man von einer Verwirrung in die andere gerathen müßte.« —

Aus Diesem ersehen wir, wie gründlich der Amtsphysicus sich vorbereitet, und auf welche Weise er den Bekehrungsversuch des Decans zu eröffnen gedachte. Er besuchte ihn seither alle Tage,

versuchte auf alle Weise, Bresche zu schießen, um in die gutvertheidigte Festung zu dringen. Allein, er kam lange seinem Ziele nicht näher, im Gegentheil gab es oft stürmische Auftritte, wodurch beide Parteien weiter, als je, auseinander getrieben wurden.

Der Amtsphysicus gab dem Assessor von Zeit zu Zeit Nachricht von seinen fruchtlosen Bemühungen; zuletzt theilte er ihm eine Unterredung zwischen ihm und dem Decan mit, aus welcher endlich das gewünschte Resultat hervorging.

»Ich kam,« so lautet das Schreiben, »gestern Morgens zehn Uhr zu Ihrem Onkel und war entschlossen, nicht von ihm zu gehen, bis er das Wort gegeben habe, sich zu einer Zusammenkunft mit Ihnen und dem Doctor in meinem Beisein zu verstehen. — Ich begann bei meinem Eintritt in sein Arbeitszimmer folgendermaßen:

Ich. »Guten Morgen, Herr Decan!«

Er. »Guten Morgen.«

Ich. »Gut geschlafen?«

Er. »Ziemlich gut.«

Ich. »Keine bösen Träume gehabt?«

Er. »Ich träumte von Ihnen.«

Ich. »Und wie erschien ich Ihnen? Etwa mit einem flammenden Schwert?«

Er. »Nein, nicht so stattlich. Sie erschienen mir als ein kleiner Mann, der bemüht war, mich über einen Graben zu tragen.«

Ich. »Und trug ich Sie hinüber?«

Er. »Nein. Sie waren zu schwach dazu.«

Ich. »Da werde ich genöthigt gewesen sein, einen Helfer zu suchen?«

Er. »Ja, Sie liefen davon, um einen zu holen.«

Ich. »Und kam denn Einer?«

Er. »Nein, ich erwachte, ehe Sie wieder erschienen.«

Ich. »Das ist gut. Auf diese Art bin ich überflüssig und brauche mich nicht ferner zu bemühen, Sie mit Ihrem Neffen auszusöhnen.«

Er. »Wofern dieses ohne den Doctor geschehen kann, bin ich zu Allem bereit.«

Ich. »Allenfalls ihn auch einmal bei dem Assessor zu treffen?«

Er. »Das würde mir höchst verdrießlich sein.«

Ich. »Und doch sehe ich nicht ein, wie ohne diesen eine radicale Aussöhnung möglich sei.«

Er. »Mein Neffe soll nachgeben, soll denken, ich sei der Aeltere, der Gescheidtere, dann mag er den Doctor besuchen, so oft er Lust hat; nur ich will ihn nicht sehen.«

Ich. »Das geht nicht. Ein solches Verfahren streitet gegen die Menschenliebe, die ein Geistlicher, ein Decan, nie verletzen darf.«

Er. »Ich liebe die Gerechten; die Ungerechten kann ich auf dem Wege zum Verderben nicht hindern.«

Ich. »Wo ist der Weg des Verderbens? Sind Sie gewiß, daß der Doctor darauf wandelt und Sie nicht?«

Er. »Ja.«

Ich. »Welche Beweise haben Sie dafür?«



Er. »Die Bibel.«

Ich. »Der Doctor versteht die Bibel so gut, als die Theologen, die schon, ehe sie fähig sind, selbst zu denken, von Vorurtheilen umstrickt werden.«

Er. »Ich bin frei von Vorurtheilen und befolge den Buchstaben des Gesetzes, ohne mich irre machen zu lassen.«

Ich. »Der Buchstabe eines jeden Gesetzes ist todt; der Geist macht lebendig. Sie behaupten, das Christenthum sei als Schöpfungsprinzip in der Natur vorhanden, indem Gott im Urbeginn schon eingesehen habe, er müsse Engel erschaffen, die von ihm abfallen, um aus den verdorbenen Regionen sündhafte Menschen hervorgehen zu lassen, die eines Erlösers bedürftig sein würden, der kein anderer sein könne, als der aus Gott entsprossene Sohn. — Lieber Herr Decan! Wenn dieses System, das Sie uns aufbürden wollen, nicht baarer Unsinn, ja, eines allmächtigen Gottes unwürdig ist, so weiß ich nicht mehr, was man Verirrung heißen soll. Da lobe ich mir des Doctors Theorie, der von abgefallenen Engeln Nichts wissen will, sondern behauptet, der Geist, das Wort und das Leben, die Christus gelehrt, sei der wahre Christus, der da war, ehe Abraham war, und sein wird bis an's Ende aller Tage. Dieses sind Ansichten, die ein gesunder Menschenverstand noch verdauen kann. Die gefallenen Engel, die nach Ihrer Angabe zum Fall geschaffen wurden, um sündhafte Menschen zu erschaffen, sind weder für Herz noch Verstand die geringste Nahrung, im Gegentheil müssen wir die armen gefallenen Engel, jetzt arme Teufel, bedauern, auf deren Verdammniß wir unser sündhaftes Leben gegründet.«

Er. »Herr Amtsphysicus, Sie bringen mich zur Verzweiflung! — Ich soll ein Gebäude niederreißen, das ich mit Mühe errichtet, mit Sorgfalt unterhalten, worin ich Ruhe für Dies- und Jenseits finde? Das ist zu Viel verlangt. Muthen Sie einem Freunde nicht zu, die sichere Wohnung zu verlassen und in einer morschen Hütte zu wohnen, die jeden Augenblick einstürzen kann.«

Ich. »Ihre Wohnung bietet Ihnen keine Sicherheit, weil sie auf lockerm Fundamente ruht. Darum kommen Sie und verlassen Sie solche! Stoßen Sie nicht Freunde von sich, die es redlich mit Ihnen meinen und Ihnen für die Tage der Noth ein sicheres Asyl bieten.«

Er. »Ich kann nicht.«

Ich. »Gut, so leben Sie wohl! — Ich mag nicht länger der Freund eines Mannes sein, der eines confusen Systems wegen die Menschenliebe verleugnet, vor der Wahrheit die Ohren verstopft und in einem eiteln Decanatsstolze nichts anderes kennt, als seine Meinung, und ein größerer Hierarch ist, als die Geschichte bigotter Zeiten je Einen aufgestellt.«

Er. »Herr Amtsphysicus, Sie vergessen, mit wem Sie sprechen.«

Ich. »Nein, ich vergesse es nicht und werde es nie vergessen, daß, wenn Sie durch Ihre Strenge Alles von sich entfernten, ich Ihnen, aus Rücksicht Ihrer sonstigen herrlichen Eigenschaften, getreu blieb. Nun, aber, da Sie die Freundschaft so wenig, als die Bande des Blutes achten, so sehe ich nicht ein, warum ich mich nicht lieber an Andere anschließen soll, die Toleranz genug besitzen, Jeden mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören zu lassen, während Sie hartnäckig Allen Ihre Perspective aufdringen, um darnach die Gegenstände durch falsch geschliffene Gläser zu beurtheilen.«

Der Amtsphysicus entfernte sich und ließ den Decan in der heftigsten Aufregung allein, der jedoch solchen Zustand nicht lange ertragen konnte, Hut und Stock nahm, in die Schule ging, um dort seinen Unmuth zu vergessen oder abzukühlen. Der Schulmeister kannte ihn zu genau, um nicht gleich zu bemerken, daß ein Gewitter drohe, und wich daher den Anmerkungen des Decans so geschickt aus, daß dieser sich wieder entfernen mußte, ohne auch nur einen Blitz entsendet zu haben. Er ging schnell aus dem Schulhause, und als er um die Ecke desselben biegen wollte, stieß er auf den Amtsphysicus, welcher, nichts Derartiges erwartend, beinahe rückwärts auf den Boden fiel. Dieser, der sich, vermöge seiner

gutmüthigen Natur schon längst wieder von seinem Unmuthe erholt hatte, rief: „Ei, ei, Herr Decan! wohin denn so stürmisch und eilig?“

Der Decan erwiderte:

»Ich suche Freunde auf, die mir nicht jeden Augenblick den Stuhl vor die Thür setzen.«

Ich. »Da stehe ich zu Diensten.«

Er. »Sie, der aus Eigensinn einen Edelstein wegwirft!« —

Ich. »Herr Decan, Sie sind ein Edelstein, aber trotz Ihrer Decanatswürde noch ein roher Edelstein.«

Er. »Wenn ich von einem Edelsteine rede, meine ich nicht mich, sondern die Sache, die ich verfechte.«

Ich. »Sie mögen meinen, was Sie wollen, so haben Sie Unrecht. Wer wird um einer Sache willen sich so ereifern?«

Er. »Wer wird um einer guten Sache willen sich nicht ereifern?«

Ich. »Andern auch Gerechtigkeit widerfahren lassen, ist Menschenpflicht. Freilich lehrt die Erfahrung, daß da, wo Zwei einander in's Handwerk greifen, die Vernunft bei Seite gesetzt und feindselig geurtheilt wird.«

Er. »Wer kann mich einer Parteilichkeit beschuldigen?«

Ich. »Ich nicht; aber das weiß ich aus Erfahrung, daß ein solches Zusammentreffen fatal auf uns wirkt. — Es kam in der ersten Zeit meines Hierseins manchmal ein Arzt in diese Gegend, den alle Welt für einen Wundermann hielt. So freundlich ich ihn auf der Straße und in Gesellschaften begrüßte, so war ich doch herzlich froh, wenn er wieder weit von hier war. So mag es Ihnen jetzt dem Doctor gegenüber, so mochte es den Priestern und Schriftgelehrten Christus gegenüber sein; aber da hilft Nichts! Sie müssen Ihren Unwillen besiegen, müssen Frieden machen, dann siegen Sie über

sich selbst und zeigen Ihren Untergebenen, daß Sie würdig sind, ihr Führer zu sein.«

Der Decan erwiederte hierauf keine Silbe; der Amtsphysicus aber fuhr fort: »Kommen Sie mit mir in mein Haus. Ich habe eine Flasche Xeres geöffnet, die vorzüglich ist. Wir wollen sie auf die Gesundheit des Doctors leeren.« — »Hol' Sie der — « sprach der Decan, verschluckte aber das letzte Wort. Der Amtsphysicus nahm ihn unter den Arm, führte ihn mit sich fort und brachte ihn endlich dahin, daß er sich dazu verstand, den Doctor zu sehen und sich ruhig mit ihm zu besprechen.

## ***Aussöhnung.***

Der Amtsphysicus, der nicht der Mann war, ein Vorhaben lange aufzuschieben, forderte den Assessor auf, den Doctor zu vermögen, ihn auf einige Wochen zu besuchen, um auf diese Weise mit dem Decan in Berührung zu kommen. Diesem Plane stimmte der Doctor nicht bei, sondern sprach: »Der Herr Decan kann nur im Beisein Mehrerer mit mir zusammentreffen, weil da seine Amtswürde ihn schützt, und es ihm leicht macht, eine sichere Haltung zu behaupten. Darum fahren wir künftige Woche einmal nach B...g, bestellen von hier aus dort ein gutes Mittagsessen auf der Post, laden den Decan und den Amtsphysicus nebst den drei Pfarrern, die über unsere Streitfrage Richter sein sollten, dazu ein, und so müßte ja die gute Sache keine eigene Kraft in sich haben, wenn es uns nicht gelingen sollte, eine vollständige Aussöhnung zu bewirken.« — Der Assessor übernahm es mit dem Amtsphysicus, alle gehörigen Einleitungen und Bestellungen zu machen. Der Doctor schrieb dem Pfarrer Punter und trug ihm auf, die beiden andern Geistlichen davon in Kenntniß zu setzen und zur Theilnahme aufzufordern. Der Professor erbat sich die Erlaubniß, auch den Pfarrer Gutmann

einladen zu dürfen, weil dieser, wenn die beiden Kämpfer sich zu sehr von einander entfernt halten sollten, durch die Einfachheit seiner Ansichten Alles beschwichtigen müsse. Jeder vollzog pünktlich, wozu er sich anheischig gemacht; allein der Amtsphysicus änderte diesen Plan dahin ab, daß das Mittagsessen in seinem Hause Statt finden solle, weil dadurch dem Decan die Theilnahme noch leichter gemacht und jeder Störung noch sicherer ausgewichen werden könne. — Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, indem man voraussetzte, der Amtsphysicus würde sich eine solche Last nicht auflegen, wenn er sich nicht stark genug fühlte, sie zu tragen. — Der Donnerstag der künftigen Woche wurde für die Partie festgesetzt, theils um eine gute Sache nicht lange zu verschieben, und andertheils den Assessor sobald als möglich mit seinem Onkel ausgesöhnt zu sehen.

Der Tag erschien. Um zwölf Uhr waren alle auswärtigen Gäste im Hause des Amtsphysicus versammelt. Der Decan war noch nicht zugegen, weil Jener mit ihm verabredet hatte, ihn zu benachrichtigen, wann das Essen bereit sei, um ihn nicht in die Verlegenheit zu setzen, sich mit steifen Complimenten zu unterhalten. — Der Decan nahte sich dem Hause. Man sah ihm die Befangenheit an. Der Amtsphysicus eilte ihm entgegen, ließ ihn beim Eintreten die Anwesenden nur mit einigen Worten begrüßen und führte ihn sodann in's Speisezimmer zu dem für ihn bestimmten Sitz. Alle folgten ihm. Man nahm Platz, und nachdem die Suppe präsentirt war, verscheuchte der Appetit, den Jeder mitgebracht zu haben schien, die Spannung aus der Gesellschaft. Andere Speisen kamen — man lobte die Küche. Auch der Keller that seine Schuldigkeit und löste die Zungen für freundliche Worte. Als diese Stimmung allgemein war, benutzte der Amtsphysicus den Augenblick und brachte dem Decan eine Gesundheit aus, an welcher alle Anwesenden unverkennbaren Antheil nahmen. Diese Uebereinstimmung verfehlte den Eindruck auf den Decan nicht, denn er erwiderte die Gesundheit mit den Worten:

»Ich kam mir anfangs unter Ihnen vor wie ein Fremdling. Die Uebereinstimmung Ihres Wunsches für mein Wohl hat dieses Gefühl

verscheucht, und ich bitte alle Anwesenden, die Versicherung von mir zu nehmen, daß ich in meinem Leben noch Nichts gethan und gesprochen habe, was nicht aus guter Absicht geschehen wäre.«

Diese Aeußerung gab dem Doctor Gelegenheit zu sprechen, und er benutzte solche nach seiner eigenthümlichen Weise, indem er die Absicht des heutigen Besuches unverholen aussprach, nämlich für seine Sache zu kämpfen, ohne jedoch das Ziel, Friede zu stiften, nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren. Er begann daher mit folgenden Worten:

»Der Herr Decan liebt seinen Neffen, der Neffe den Onkel. Wo Liebe das Panner trägt, können gute Folgen nicht ausbleiben. Ich bin das Hinderniß, welche sie trennt. Es ist also an mir, Alles zu thun, um solches zu beseitigen, oder zu zeigen, daß es kein wirkliches, sondern nur von falschen Vorstellungen erzeugtes ist. Daher bitte ich den Herrn Decan, mir mit aller Ruhe und Unbefangenheit zu sagen, was er an mir auszusetzen habe, und in welcher Beziehung ich seinem Neffen nicht nur gefährlich, sondern sogar verderblich sein möchte.«

Der Decan wurde bei dieser Aufforderung nachdenkend. Eine tiefe Stille herrschte. Endlich nahm er sich zusammen und sprach:

»Den Unterschied unserer religiösen Ansichten haben wir bereits schriftlich ausgesprochen und diesen drei Herren zur Beurtheilung übergeben. Allein ich habe von dem Herrn Amtsphysicus schon so Viel darüber hören müssen, daß ich im voraus darauf gefaßt bin, in der Minorität zu bleiben. — Dieses soll jedoch eine Aussöhnung mit meinem Neffen nicht mehr hindern. Nicht Alle können gleiche Wege gehen. Nicht Allen ist es gegeben, die Mysterien unserer erhabenen Religion zu erfassen und zu glauben; darum kein Wort mehr über diesen Gegenstand. Aber darauf glaube ich mit Recht bestehen zu dürfen, daß man meinen Verwandten mit Irrlehren verschone und nicht gewaltsam zum Proseliten von Ansichten mache, die dem Geiste des wahren Christenthums entgegen sind.«

Der Doctor nahm jetzt das Wort und sprach: »Herr Decan, Sie haben wohlziemende Worte geredet, indem Sie gezeigt, wie sehr Ihnen das Wohl Ihres nächsten Verwandten am Herzen liegt. In unsern schriftlichen Aufsätzen sind zwar alle Differenzen unserer religiösen Grundsätze ausgesprochen, allein, wie es bei schriftlichen Aufsätzen zu gehen pflegt, man kann sie auf die verschiedenste Weise auslegen und daraus entstehen oft Mißverständnisse, die zu Furcht und Zwiespalt führen. Jetzt sehen wir uns in friedlicher Gesellschaft, sind Aug' in Auge einander gegenüber und können uns über jede Abweichung unserer Ansichten besprechen. Sie wollen Ihrem Neffen Ihre Ueberzeugungen nicht aufdringen und verlangen, Andere sollen es auch nicht thun. Was Sie begehren, ist so billig, daß man den, der nicht damit übereinstimmt, für einen Feind des Friedens und der Wahrheit halten muß. Es handelt sich demnach blos darum, ob ich im Irrthume sei, ob meine Ansichten gegen den Geist des wahren Christenthums streiten. Ich werde hierüber meine Gedanken unumwunden aussprechen und bitte, mir für einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit zu schenken«.

»Ich habe die Theologie studirt. Familienverhältnisse haben mich diesem Standesberufe entzogen. Ich forschte als junger Theolog mit Ernst und Eifer in der Bibel und wurde durch einen meiner Lehrer in das System der gefallenen Engel, der sündhaften Menschheit und den in der Schöpfungsgeschichte nothwendigen und von Ewigkeit her beschlossenen Tod des Sohnes Gottes eingeweiht. Ich gab mir alle Mühe, dieses System mit meinem schlichten Menschenverstande in Einklang zu setzen, oder doch wenigstens glauben zu lernen. Das Erste gelang mir niemals; das Zweite schien sich manchmal zu verwirklichen, schwand aber bei der geringsten Versuchung in ein Nichts zurück, das mich ärmer machte, als ich vorher war. Nun übergab ich mich dem Rationalismus, welcher dem Menschen ein unfehlbares Licht verspricht. Aber ach, es war kein wirkliches, sondern ein künstlich erzeugtes Licht, das, statt Lebenswärme, Kälte des Todes reichte. Ich entsagte diesem vergänglichen Schimmer, wie früher der Orthodoxie, und sprach zu mir selbst: Ich kann aus eigener Geisteskraft zählen und rechnen; kann Farben und Töne beurtheilen; kann Schönes vom Häßlichen,

Gutes vom Bösen unterscheiden; soll mir in Erforschung religiöser Wahrheiten keine eigene Kraft gegeben sein? — Ich kam lange auf keine Spur und war nahe daran, an mir und der Menschheit zu verzweifeln als mir auf einmal die Worte des Evangeliums, die ich früher schon oft gelesen hatte, zu Gesichte kamen und also heißen:«

„Das Himmelreich kömmt nicht mit äußern Geberden: Man kann nicht sagen, da ist es, oder dort, ist es; es ist innen im Herzen.“

»Romantisch-pietistischen Ideen giebt der Mensch sich gerne hin. Man macht das Herz zu einem Object und spielt mit seinen Empfindungen. In solcher Schwächlichkeit hatte ich nach Lesung obiger Worte lange geschwärmt und keine Resultate erzielt. — Der Himmel ist im Herzen, darum muß Alles, was im Himmel wohnt, auch darin sein. Dieser Gedanke flog mir wie ein Blitz durch die Seele und gab meinem Forschungstriebe eine bestimmte Richtung. — Unser Vater, der du bist im Himmel! — Der Himmel in mir, der Vater im Himmel, also auch in mir, war nur jetzt ein Gedanke, an den ich mich anklammerte, um ihn nie wieder zu verlassen. Der Himmel in mir, der Vater im Himmel; der Sohn der das Wort des Vaters ist, im Vater; der Geist, ausgehend von Vater und Sohn, dieses Alles im Himmel und der Himmel in mir; in diesem Zusammenhange hatte ich jetzt ein System, das, wofern es sich in der Natur verwirklicht findet, den Menschen auf sich selber stellt und ihm nach und nach alle Geheimnisse des Lebens und der christlichen Religion offenbart.«

»Nun entstand die Frage: was ist Christus? — Wie paßt seine Persönlichkeit in solches System? — Findet Christus hier eine Stelle, so ist seine Erscheinung eine Naturnothwendigkeit, die apodictische Wahrheit in sich trägt. Die Persönlichkeit Christi aber, was ist sie? — Die Persönlichkeit Christi ist der Träger des durch die Propheten verkündeten und für die Menschheit am vollkommensten ausgesprochenen Wortes Gottes. Die Wesenheit Christi ist die in das Fleisch gekommene Unfehlbarkeit einer prophetischen Kraft als Anlage im Menschen, die allen Bekennern des Christenthums zuruft: Nur durch mich zur Wahrheit, zum Glauben, zum Vater, zum Geiste



und in das Himmelreich! Christus in seiner Persönlichkeit ist der erhabene Prophet, der durch Propheten vorhergesagt, durch das Licht der Prophetie erkannt und als Ideal, das heißt, als Erlöser für die ganze Menschheit aufgestellt worden. Der ewige, nicht an die Persönlichkeit gebundene Christus aber ist das aus ihm geflossene Wort Gottes, das uns lehrt, dieses lebendige Wort gleichfalls zu suchen, um vermittelt desselben zum Vater in den Himmel zu gehen. —

Was ist das? frug ich mich jetzt selbst. Ist hier irgendwo ein unrichtiger Schluß? — Und löst sich in dieser Kettenreihe von Vorstellungen nicht der Inhalt der Bibel sowohl des alten als neuen Testaments auf? — Alles ist nur Eins. Selbst die Schlange im Paradiese wohnt im Herzen und lockt uns, vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen zu pflücken und der Selbstklugheit unser Dasein anzuvertrauen. Wer kann diese Schlange besiegen? — Antwort: Christus, das lebendige Wort Gottes in uns. Wer muß von den Todten erstehen? Christus, die prophetische Kraft in uns, die wir um Weltklugheit vertauscht und getödtet. — Ja, frug ich endlich: was ist Sünde? und was ist der Wille des Vaters? Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. — Wie kann des Vaters Wille auf Erden geschehen? — Antwort: Auch in unsern Herzen, wenn wir die irdischen Wünsche und Triebe unter den Willen des Vaters stellen. Im Himmel aber geschieht des Vaters Wille, wenn wir sein Wort, das Christus ist, suchen, in diesem Worte leben und Alles, was außer ihm ist, als Nebensache oder als Zugabe betrachten. —

So war mein System vollendet; es fehlte jetzt nur noch, es in Ausübung zu setzen. Zeit und Beharrlichkeit, unbefangenes Forschen und strenges Befolgen des erkannten Guten waren nun die Mittel, das Licht in mir zu wecken und zur reinsten Erkenntniß zu gelangen. Und siehe da, es ist mir gelungen, die Wiedergeburt im Geiste zu erzielen und durch sie zum Worte, zum Vater und in den Himmel zu kommen. — Wer an dem Gesagten Aergerniß nehmen mag, der nehme sie, ich kann ihm nicht helfen; wer aber Muth besitzt, dieses System zu prüfen und practische Beweise zu suchen,

der wird sagen müssen: Der Mensch ist in Gott und Gott im Menschen, und darum sei der Name Gottes von Menschenzungen gepriesen in Ewigkeit.«

Hier schwieg der Doctor. Eine allgemeine Stille herrschte. — Pfarrer Gutmann, der den Doctor noch niemals auf diese Art hatte reden hören, fühlte sich gedrungen, seinen Gefühlen Luft zu machen, und sprach:

»Ich danke Ihnen, Herr Doctor, für Ihren belehrenden, klaren und erhebenden Vortrag. Obwohl der Reichthum seines Inhalts mit der Einfachheit meiner religiösen Grundsätze nicht ganz harmoniren will, fühle ich mich Ihnen dennoch hoch verpflichtet. Für den schlichten Landmann mag meine Einfachheit hinreichend, in gewissem Betracht sogar nothwendig sein; für den Hirten, den Führer ist es nicht genug; der soll Alles, was er lehrt, aus den Grundprinzipien der Religion zu ziehen und wissenschaftlich zu behandeln wissen, wofern er nicht nur ein Dilletant sondern ein freier Ausüßer seines göttlichen Berufes sein soll. Mir schwebte während Ihres Vortrages die Thüre in der Offenbarung Johannis, die Niemand öffnen und Niemand schließen kann, vor Augen. Sie scheinen sie öffnen und schliessen zu können und sind daher des Eintritts in das Heiligthum gewiß.« — Der Doctor erwiderte:

»Die Thüre steht vor uns. Wir Alle, aber Jeder für sich allein, hat seine eigene Thüre und muß sie sich öffnen und schließen können. Jeder hat seinen eigenen Eingang in den Tempel der Ewigkeit, Jeder auch seinen eigenen Schlüssel. Dadurch gewinnt die christliche Religion Universalität, weil Alle mit eigenen Kräften sie erkennen lernen müssen. Sie liegt in jedes Menschen Herzen: Jeder darf nur suchen, um zu finden, nur anklopfen, damit ihm aufgethan werde, und Jeder nur bitten, um zu empfangen. Aber an sich selbst muß man klopfen, in sich selbst suchen, in sein Inneres hinein bitten. In uns allein ist die Quelle, woraus wir schöpfen können; in uns muß Christus als hoher Priester auferstehen, um uns zum Leben einzuweihen. Wenn wir nach Außen suchen, finden wir Nichts. Was wir nicht in uns entdecken, bleibt für uns verloren. In göttlichen

Dingen findet gar keine Objectivität, kein Wissen nach Außen mehr Statt. Hier ist Alles subjectiv, Alles sind wir selbst, und darum muß Jeder die Thüre sich selbst öffnen und schließen können.«

Einer der drei Pfarrer, Namens Pfriener, der, seit er der Theologie sich gewidmet, ängstlich am Dogma gehangen, entgegnete:

Pfriener. »Auf diese Art besitzt der Mensch eine Freiheit, die ihn mit Entsetzen erfüllen muß.«

Doctor. »Der Mensch ist unbedingt frei. Er kann wählen: Leben oder Tod.«

Pfriener. »Kann er ohne Erlösung zum Leben kommen?«

Doctor. »Er muß erlöst werden durch die Wiedergeburt, durch Christus in ihm.«

Pfriener. »Was ist Wiedergeburt?«

Doctor. »Die Erweckung geistiger, das heißt, prophetischer Kräfte in uns.«

Pfriener. »Ist das möglich?«

Doctor. »Die in der Bibel enthaltenen Beispiele des alten und neuen Testaments bezeugen es, also dürfen wir als Christen nicht daran zweifeln.«

Pfriener. »Dann sollte der Mensch nicht sündigen können.«

Doctor. »Der Mensch muß sündigen können, sonst ist er nicht frei.«

Pfriener. »Wer hat die Sünde in die Welt gebracht?«

Doctor. »Wenn ich sage, der Satan oder die Schlange, so verstehe ich darunter die Schlange, die in unserm Herzen wohnt, und da ist die Freiheit des Menschen abermals hergestellt, weil er der Schlange gehorchen kann oder nicht.«

Pfriener. »Es hätte Gott aber ein Leichtes sein müssen, den Menschen ohne Sünde, das heißt, ohne Satan und ohne Schlange in sich, zu erschaffen.«

Doctor. »Dann aber wäre der Mensch nicht frei, hätte nicht zu wählen und müßte blindlings dem Triebe des Guten gehorchen.«

Pfriener. »Und wäre das wohl nicht für das höchste Glück zu halten?«

Doctor. »Nein. Der Kampf macht stark, der Sieg bringt Lohn. Es ist uns vorgezeichnet Leben oder Tod. Wir müssen wählen, müssen erringen und dadurch die Lebenskräfte stärken. Wären wir gewaltsam hingezogen zum Guten, so müßte ich es vergleichen mit einem Königsmahle, von welchem wir nicht aufstehen dürften und immer genießen müßten. Hierin besteht die Freiheit, daß wir aufstehen dürfen von dem Mahle, um uns neuen Hunger zu verschaffen; daß wir das Gute erwählen, das Böse aber entfernen können. Wer eine andere Freiheit sucht, greift nach Phantomen und wird, je mehr er zu erringen wähnt, desto mehr Slave.«

Pfriener. »Wenn Ihnen nun ein Sünder begegnet, wie wollen Sie ihn bekehren?«

Doctor. »Ich heiße ihn in sich gehen.«

Pfriener. »Wofern er dieses aber nicht thut und dafür gute Handlungen ausübt?«

Doctor. »Uebt er gute Handlungen aus, um sich der Mühe, sich selbst zu erwecken, zu entheben, so nützen ihm alle gute Handlungen nichts, im Gegentheil können sie ihm zur Versuchung werden, wo er sich selbst heiligt und in seinen Handlungen anbetet.«

Pfriener. »Dem zu Folge sind gute Handlungen eher gefährlich, als nützlich?«

Doctor. »Laß die Linke nicht wissen, was die Rechte giebt. Thue das Eine, ohne das Andere zu lassen, sind Naturgebote. Wer sich gefunden, wird das Rechte wählen; wer sich nicht gefunden, wird stets im Irrthume schweben.«

Pfriener. »Aber diese Freiheit, diese Selbsthilfe widerspricht dem Geiste der Bibel und der christlichen Demuth.«

Doctor. »Die Bibel spricht: Wer nicht wiedergeboren ist im Geiste, kann nicht in´s Himmelreich kommen. — Christus sagt: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu geben, sondern das Schwert. Ueberall ist Kampf, überall Hinderniß schon im gewöhnlichen Leben. Soll uns das höchste Gut ohne Mühe zu Theil werden? — Soll man uns zwingen zu einem Glück, das wir nicht gewünscht, gesucht, um das wir nicht gekämpft und gerungen haben? Nur das selbst gewonnene Gut hat Werth. Nur was wir mit Mühe erkauf, wissen wir zu schätzen, weil wir jede Waare nach dem Preise, den sie uns kostet, tariren. Wem das Gute von selbst in den Schoos fällt, der wird es gleichgültig angaffen, wie der Thor, der einen Sack voll Gold findet, den Werth des Goldes aber nicht kennt und es ausschüttet, den Sack jedoch mit sich nimmt, um ihn bei vorkommenden Fällen benutzen zu können.«

Pfriener. »Was Sie sagen, ist gut, aber so neu, daß es dem Neuling vorkömmt, als werde er, ohne schwimmen zu können, in einen Strom geworfen, wo er nicht weiß, ob er Boden oder den Tod finden wird.«

Doctor. »Den Boden finden wir in dem biblischen Spruche: Das Himmelreich kömmt nicht mit äußern Geberden, sondern es ist innen im Herzen. Wer sich dieses ernstlich zu Gemüthe zieht und auf die Tafel seines Herzens und Verstandes schreibt, der muß, wenn er nur einigermaßen seine Denkkraft anstrengt, mit eigener Logik mein System durchschauen und finden, daß sich gar kein anderes aufstellen läßt, wenn man nicht der Natur und der Vernunft Gewalt anthun will. Gott hat die Natur und den Menschen erschaffen; er kann also Nichts im Hinterhalte gelassen haben, das nicht mit beiden übereinstimmte und den Menschen auf andere Gesetze

hinwies. — Gott hat die Schöpfung gebaut. Aber um sich zu verherrlichen mußte er auch Geschöpfe haben, die seine Werke begreifen konnten. So wurde der Mensch. Aber nicht, was wir um uns sehen, hören und fühlen, ist es, was uns zum Danke und zur Anbetung auffordert; nein, der Grund davon ist der, daß wir das Vermögen besitzen, mit Verstand und unterscheidendem Gefühle zu sehen, zu hören, zu fühlen und endlich zu staunen und voll heiliger Rührung zu danken. Das Thier sieht auch die Schöpfung, aber ohne geistigen Eindruck. Sie ist ihm ein Chaos, in welchem sich nichts absondert, als die Gegenstände für sinnliche Bedürfnisse. Im Menschen dagegen ist das Licht der Ordnung, des Schöpfungsgeistes, des Schöpfers, und darum sagen wir mit Recht, der Mensch sei ein Ebenbild Gottes, weil er den Plan der Schöpfung eben so gut, als der Schöpfer in sich trägt.«

Der Amtsphysicus rief hier, als der Doctor schwieg: »Es ist genug. Wer hier nicht glaubt, ist ein Heide, und soll sich erst würdig machen, die christliche Taufe zu empfangen. — Herr Doctor, ich bewundere Sie; fühle mich aber noch zu schwach, Ihnen nachzuahmen. Doch was nicht ist, kann noch werden. Vor der Hand stelle ich mich in Ihren Phalanx und werde gegen Jeden auftreten, der Ihnen zu nahe kommen will.«

Decan. »Auch gegen mich?«

Amtsphysicus. »Ja, auch gegen Sie. Hätte ich einen Neffen oder einen Sohn, würde ich den Doctor bitten, sich seiner anzunehmen und ihn zwischen den zwei Klippen des Rationalismus und des Mysticismus sichern Schrittes durch's Leben zu führen.«

Decan. »Sie haben Recht. Auf meinen Wegen kann ein junger Mann nicht wandeln, weil er sich dem Gespötte der Welt aussetzen würde. — Mit dem Geiste des Rationalismus unsere heilige Sache zu erforschen und zu begreifen, ist nach dem Ausspruche des Herrn Doctors selbst nicht möglich. In seinem, aus der Bibel geschöpften Systeme ist goldene Mittelstraße, wo Gott und Welt nicht so geschieden sind, um nicht Beiden geben zu können, was ihnen gehört. — Ich kannte des Doctors Wege nicht, hielt ihn für einen

Verächter unserer heiligen Religion und war tief bekümmert, meinen Neffen in seiner Gesellschaft zu wissen. Ich bin eines Andern belehrt und reiche ihm, um den ich besorgt war, und dem Doctor, den ich verkannte, die Hand und bitte sie, Alles, was zwischen uns vorgefallen, in der Lethe zu ersäufen.«

»Herrlich, herrlich!« riefen Alle einstimmig. Der Amtsphysicus nahm den Decan in seine Arme und sprach: »Ich wußte wohl, das ein guter Kern in ihm ist, und darum nahm ich mich seiner bei jeder Gelegenheit an. Heute aber hat er sein Meisterstück geliefert. — Es lebe unser wackerer Herr Decan!«

Alle wiederholten diesen Ruf; der Assessor aber drückte seines Onkels Hand voll Freude an die Brust.

»Jetzt Champagner her!« befahl der Amtsphysicus; — »die geistlichen Herren dürfen wohl einmal sehen, wie Laien sich freuen.« — Der Champagner kam. Man trank und war froh. Die Unterredung wurde allgemein, Jeder hatte noch etwas zu fragen und zu erörtern. Als aber die Zeit kam, nach Hause zu fahren, sagte der Amtsphysicus: »Der Doctor bleibt bei mir. Ich habe ihn jetzt in meiner Wohnung und lasse ihn nicht mehr so bald fort.« — Kaum hatte der Decan diese Worte gehört, erwiderte er: »Wenn der Herr Doctor hier bleibt, so ist er mein Gast. Ich habe gut zu machen und kann es auf keine bessere Weise, als wenn ich ihn an meinem Tische bewirthe und in meinem Bette schlafen lasse. Beim Amtsphysicus hat er keinen Hauswirth, denn um seiner Kranken Willen verläßt er Alles; bei mir ist man aufgehoben, als wäre man zu Hause; also mein gehört das Gastrecht.« — Der Doctor machte Einwendungen, weil er nicht mit Kleidern versehen sei. — Der Decan erwiderte: »Ich sende heute noch meinen Knecht mit einem kleinen Fuhrwerk in die Stadt. Der Assessor wird ihm von dem Ihrigen geben können, was Sie bedürfen, und morgen, ehe Sie aus den Federn steigen, sollen Sie mit Allem versehen sein. Für heute Nacht begnügen Sie sich mit Weiszeug, Schlafrock und Allem, was Sie nöthig haben, aus meinem Vorrath. Sie leben bei mir nach eigenem Belieben. Des Abends speist der Amtsphysicus bei uns zu Nacht, und so können

wir erst noch recht befestigen, was Sie heute gesprochen. Also bleibt's dabei.«

Die drei Freunde des Doctors fahren ab und wunderten sich über des Doctors Macht, die Herzen zu besiegen. — Der Doctor aber übte auf den Decan einen solchen Einfluß aus, daß es die ganze Gemeinde, hauptsächlich aber die Geistlichen seines Decanats auf das Wohlthuedenste empfanden.